

bagel brothers
sandwich restaurant

Nikolaistraße 42, 04109 Leipzig

Künstler

...erhalten oft mehr Aufmerksamkeit als ihre weiblich gelebten Kolleginnen.

Kultur - S. 3

Kinder

...aus der Ukraine sollen im Sport Möglichkeiten zur Partizipation bekommen.

Sport - S. 7

Ketamin

...ist ein Medikament und eine Droge mit vielen Facetten.

Wissenschaft - S. 10

Job

Das Schwarze Brett
dsble.de

GLOSSE

Trotzdem

Es ist schon komisch. Dass ausgerechnet die Spezies, die weder vor Klimakatastrophen noch vor Pandemien zurückschreckt, gerade jetzt in Panik gerät, wo plötzlich ChatGPT ins Leben plopt. Erst dann, wenn eine andere Intelligenz intelligenter sein soll und unsere Arbeitsplätze gefährdet, hat der Spaß ein Loch – dann erst zweifeln wir an der eigenen Intelligenz. Und das nicht einmal zu Unrecht; haben wir doch immer mehr Aufgaben an Maschinen abgegeben und überdies das eigene Denken verlernt. Bevor wir nun aber weiter in Panik verfallen, empfehle ich etwas mehr Gelassenheit im Umgang mit KI und deutlich mehr Vertrauen in den eigenen Grips. Wenn wir uns als Menschheit darauf einigen konnten, dass Humor ist, wenn man trotzdem lacht, sollten wir uns nun auch darauf einigen, dass ChatGPT ist, wenn man trotzdem denkt.

eh

Kaffee, Kuchen, Klimakrise

Darf es zur Donauwelle noch etwas Aktivismus sein?



Grafik: Sara Walkers

Boomer, Gen X, Y oder Z – abhängig davon, zu welcher Zeit wir geboren wurden, ranken sich um uns, unsere politischen Einstellungen und unsere Handlungen verschiedene Klischees und Vorurteile – zum Beispiel, dass die Älteren unter uns zwar am meisten zur Klimakrise beitragen, aber am wenigsten zum Kampf gegen sie. Dass das nicht per se richtig ist und dass alle Generationen voneinander lernen können, wollen die „Omas for Future“ zeigen. Ein Interview mit ihnen lest ihr auf Seite 4.

Wer die Einmalzahlung nicht ehrt, ...

... ist des Geldes nicht wert

Geld hat viele Bezeichnungen: Kies, Moos, Kröten, Mäuse, Zaster, Kohle... jetzt auch: Einmalzahlung. So heißt der dritte Versuch des Staates, Studierende und Auszubildende von steigenden Preisen zu entlasten. Im September 2022 beschloss die Ampel-Koalition dafür unter anderem eine einmalige finanzielle Unterstützung in Höhe von 200 Euro. Das „Soforthilfepaket“ traf beim Bundestag und den deutschen Studierendenwerken auf große Zustimmung. Kanzler Scholz sagte nach dem Koalitionsausschuss, dass es darum gehe, das Land gut durch diese Zeit zu führen.

„Diese Zeit“ wurde dann leider um drei Monate verpasst. War das Geld doch eigentlich für den Winter gedacht, um „sofort“ und „kurzfristig“ zu helfen und „spürbare, strukturelle Veränderungen“ in die Wege

zu leiten, musste die Nebenkostenanzahlung aus der eigenen Tasche bezahlt werden. Drei Monate zur Umsetzung der Auszahlung zählen in der digitalen Wüste Deutschland wohl als Standard. In dieser Zeit stehen für Studierende und Azubis Herausforderungen an. Vielleicht müssen sie einen Umzug meistern, die Semestergebühr und steigende Mieten bezahlen, die übliche Wintererkrankung überstehen und Medikamente anschaffen. Es sind Monate, in denen nach wie vor Inflation herrscht und die Verbraucherpreise um 8,7 Prozent zum Vormonat steigen, wie es im Februar der Fall war. „200 Euro im März 2023 sind nicht mehr so viel wert wie im September 2022“, betonte der Ökonom Lukas Scholle gegenüber der Morgenpost. Das Einzige, was damit spürbar bleibt, ist das schnelle Sinken des Konto-

standes.

Nach der langen Wartezeit könnte man hoffen, dass das Geld zumindest schnell zugänglich ist. Aber nein – Geld muss man sich verdienen. In diesem Fall mit dem Beweis von Geduld und Gehorsam. Denn mit der Entscheidung, das Geld über eine Webseite beantragen zu müssen, wählte der Bund einen steinigen Weg: Digitalisierung ist nicht Deutschlands Stärke. Plötzlich musste man sich mit Ausweis-App, Bund-ID und Zugangscode herumschlagen – Wörter, die eine Erklärung im Duden verdient hätten. Sogar jetzt noch, obwohl die Webseite da ist, warten einige Studierende auf die PIN der Universität, die die Immatrikulation nachweisen soll – und eine verantwortliche Person ist nicht in Sicht. Die Bundesregierung argumentiert, dass sie die Seite rechtzeitig

zur Verfügung gestellt habe, die Auszahlung aber in der Hand der Länder liege. Die Organisation auf der Seite wiederum besteht aus enormem Aufwand in Form von manuellen Datenverschlüsselungen und PIN-Zusendungen. Dieser Streit scheint aus Sicht einer*ines Betroffenen relativ irrelevant. Wo bleibt der Fokus auf die Lösung dieser Probleme? Schuldzuweisungen wirken rückwärtsgerichtet und sind ein Indiz dafür, dass der Glaube an den Erfolg des Projekts bereits bei den Verantwortlichen verloren gegangen ist.

Dieser ganze bürokratische Weg, in den nun die Betroffenen unweigerlich miteingebunden sind, hat lediglich zur Folge, dass mehr Menschen von Armut gefährdet sind. 40 Prozent der Studierenden sind es bereits. Keine gute Grundlage für einen Studien-

abschluss.

Was letztendlich von diesem Entlastungspaket bleibt, ist der Eindruck eines präventiven Charakters der Ampel-Koalition. Joachim Ragnitz, Vorsitzender des Instituts für Wirtschaftsordnung Dresden, meint gegenüber dem MDR: „Da will die Politik einfach mal zeigen: Wir tun irgendwie was.“ Die Zahlung hält er für reine Symbolpolitik. Die 200 Euro können zwar eine akute Hilfeleistung für die nächsten Monate sein, aber erzeugen keine langfristige Sicherheit. Die nächste Nebenkostenanzahlung muss dann wieder der eigene Geldbeutel leisten.

Das kleine Wörtchen „einmal“ lässt darauf schließen, dass wir uns nicht zu sehr an 200 Euro gewöhnen sollten.

Magdalena Weingar

MELDUNGEN

Gerechte
Forschung

Der Freistaat Sachsen hat verschiedene Maßnahmen zur Unterstützung und Weiterentwicklung der Wissenschaft im Land beschlossen. Wissenschaftsminister Sebastian Gemkow hat dazu am 15. März im sächsischen Landtag über Zustand und Zukunft der Wissenschaft in Sachsen gesprochen. Schon heute sei Sachsen in der Forschung gut aufgestellt und international wettbewerbsfähig, als Wissenschaftsland solle es zukünftig noch attraktiver gemacht werden. Anna Gorskih, Hochschulpolitische Sprecherin der Linksfaktion Sachsen, betont dabei die Wichtigkeit von gerechten Arbeitsbedingungen, Gleichstellung und Zuwanderung für die Zukunft der Wissenschaft und fordert Maßnahmen zu deren Unterstützung sowie finanzielle Hilfen für Studierende.

Gerechter ÖPNV

Ein offener Brief der Hochschulgruppen Campusgrün, Juso und des Dachverbandes Freier Zusammenschluss von Student*innenschaften vom 21. März fordert ein preiswertes Bildungsticket. Dieses soll maximal 19 Euro kosten und deutschlandweit für alle Studierenden, Auszubildenden und Schüler*innen verfügbar sein. Das geplante 49-Euro-Ticket sei für Studierende, die oft unter der Armutsgrenze leben, zu teuer. Es bedrohe auch das bestehende solidarische Modell des Semestertickets. An manchen Hochschulen solle es bereits Pläne geben, dieses abzuschaffen. Der Bundesstudierendenband fordert nach einer Mitgliederversammlung am 14. März sogar ein Neun-Euro-Bildungsticket.

Gerechte Mensa

Seit März können Studierende in finanziellen Notlagen in der Sozialberatung des Studentenwerkes Leipzig Mensa-Gutscheine im Wert von 100 Euro erhalten. Dies wurde in einer Pressemitteilung vom 2. März bekanntgegeben. Außerdem hat das Studentenwerk sein Budget für Härtefallzuschüsse von 12.500 auf 80.000 Euro aufgestockt. Diese Maßnahmen sollen nach Angaben des Studentenwerkes bei finanziellen Schwierigkeiten helfen, die aufgrund steigender Lebensmittel- und Energiekosten unter Studierenden zunehmen. Laut Julia Winkler, Abteilungsleiterin von Soziale Dienste beim Studentenwerk Leipzig, werden seit Jahresbeginn immer mehr Anträge auf Härtemittel gestellt.

Elijah Grooff

Lehren, aber nicht forschen

Lehraufträge an Instituten und ihre Konsequenzen

Neben Professor*innen und wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen gestalten zunehmend Lehrbeauftragte die Lehre. Sie übernehmen Seminare oder Übungen – meist für ein Semester. Im Gegensatz zu wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen sind Lehrbeauftragte selbstständig, damit nicht sozialversicherungspflichtig und rechtlich nicht abgesichert. Die Bezahlung ist sehr gering. Torben Schleiner, Lehrbeauftragter am Institut für Theaterwissenschaften der Universität Leipzig, spricht von circa 660 Euro pro Semester.

Weshalb aber stellen Institute zunehmend weniger Personen fest an? Ursprünglich wurden Lehraufträge vor allem vergeben, um die Veranstaltung praxisnäher und vielfältiger zu gestalten. Torben Schleiner erzählt, dass es manchmal von Vorteil sei, wenn Personen mit verschiedenen beruflichen Hintergründen den Studierenden ihre Erfahrungen vermitteln.

Mittlerweile werden sie aber vor allem genutzt, um die Lehre bei den begrenzten finanziellen Mitteln, die den Instituten von Seiten der Länder zur Verfügung gestellt werden, überhaupt zu gewährleisten. Antworten auf Anfragen an die Universität Leipzig, ob die Institute finanzierbare Alternativen zu Lehraufträgen hätten, blieben leider aus.

Geringe Bezahlung, keine Absicherung und langfristige Perspektiven – wer übernimmt bei diesen Bedingun-

gen Lehraufträge und warum? Für eine wissenschaftliche Laufbahn muss Lehrerfahrung nachgewiesen werden. „Viele übernehmen Lehraufträge während ihrer Promotion – füllen so ihren Lebenslauf. Wegen der limitierten Festanstellungen bleibt oft kaum eine andere Wahl. Das System funktioniert, weil genug Menschen mitmachen. Mich eingeschlossen“, sagt Schleiner. Lehre mache natürlich auch Spaß, aber die momentane Entwicklung des Austauschs wissenschaftlicher Mitarbeiter sei für Angestellte und Studierende vor allem problematisch.

Arbeitsaufwand und Vergütung sind oft nicht verhältnismäßig. Zwei Stunden pro Lehrveranstaltung, vergütet mit etwa 25 Euro pro Stunde. Vor- und Nachbereitung bleiben unbezahlt, beanspruchen

laut Schleiner aber nicht selten bis zu vier Stunden. So ergibt sich bei einer Vergütung von etwa 50 Euro pro Seminar ein Stundenlohn von 8,33 Euro – weniger als der Mindestlohn. Lehrbeauftragte sind auf Nebeneinkünfte durch Stipendien, Familie, etc. angewiesen.

Darunter leidet auch die Betreuung der Studierenden. Unterstützung bei Bachelorarbeiten oder Ähnlichem ist kaum möglich, da es zusätzliche unbezahlte Arbeit bedeuten würde.

Fernab davon erschwert eine vermehrte Vergabe von Lehraufträgen auch die Arbeit am Institut. Für die übrigen Festangestellten bedeutet diese mehr Verwaltungsarbeit und weniger Zeit für Forschung. Schleiner meint dazu: „Fest Beschäftigte sind vor allem damit beschäftigt, den

Laden am Laufenden zu halten.“

Prekäre Arbeitsverhältnisse an Forschungseinrichtungen stehen schon lange in der Kritik. Die Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft (GEW) kritisiert die Zunahme verbogener Lehraufträge.

In jedem Fall müssten Lehrbeauftragte einen Status als Mitglieder der Hochschule und entsprechende Rechte haben. Schon 2017 schrieb die GEW in einem Positionspapier: „Lehraufträge dürfen nicht missbraucht werden und prekäre Arbeitsverhältnisse schaffen.“

Die Entwicklung hin zu weniger Festanstellungen und kurzfristigen Arbeitsverträgen hat ebenso Auswirkungen auf die Zukunft von Studierenden und die zukünftige Welt der Wissenschaft. „Es ist wichtig zu wissen, dass eine Forschungskarriere ein steiniger Weg ist“, sagt Schleiner. „Wissenschaftliches Arbeiten und Lehren haben wunderbare Seiten und ich liebe sehr, was ich tue. Ein pragmatischer Blick ist aber wichtig.“

Wissenschaftler*in zu werden, können sich nicht alle leisten. Ohne finanzielle Absicherung und Möglichkeiten der Unterstützung bedeuten die unsicheren Arbeitsverhältnisse eine große Last. Und vielleicht ist es an dieser Stelle wichtig zu fragen, wer zukünftig welche wissenschaftlichen Fragen stellt. Kurz: Wer zukünftig wie den wissenschaftlichen Diskurs mitgestaltet – und wer nicht.

Lene Göschel



Prekäre Arbeitsbedingungen für junge Wissenschaftler*innen
Grafik: Canva, lg

Who helps international students?

How to get a foothold in Leipzig



You may have heard that some international students in Leipzig struggle to connect with locals. Since Leipzig isn't what you would call an international city like Bonn due to their UN-Campus or Berlin, the equal participation of international students isn't as much of a natural process. According to a study by the German Academic Exchange Service, published in 2019, along with insufficient language skills and funding problems, lacking social and academic inclusion are

the main reasons for international students to give up studying in Germany. That's why services and institutions to help with the inclusion of international students for equal participation are a necessary component of an academic location like Leipzig.

There are currently two main institutions that offer services for international students in Leipzig: the International Centre of Leipzig University and the Studentenwerk Leipzig. According to their own information, the International Centre is responsible for six interdisciplinary goals for study and teaching within the University Development Plan 2025. These include improving "the integration of international components in studies and teaching, especially

for international degree programs" and expanding their "support services for international students". Their offers include experts for student mobility, guidance for refugees and coordinators for Erasmus students.

While the International Centre is responsible for university related procedures, the Studentenwerk Leipzig provides free counselling in English and German for social, personal, and financial questions. Appointments can be booked via their website. Additionally, the Studentenwerk offers events and programs that might help international students connect and integrate in Leipzig. They include a once-per-semester International Café in the Mensa Peterssteinweg

and a once-a-year cooking event at a student restaurant. Every third Wednesday of the month the International Meetup takes place in a so-called Tutors Lounge. The tutors ans-



Grafiken: gr

wer questions, organize events and offer a Buddy-Program, which connects students looking for social exchange with other students.

Johannes Rachner

Wie herum gehören die Schumanns?

App thematisiert Gleichberechtigung in der Kunst

Robert wollte vorn auf dem Relief sein, denn er als der schaffende Künstler ist wichtiger als der ausführende Künstler, in diesem Fall Clara“, erklärt Franziska Franke-Kern, PR- und Marketingverantwortliche des Schumann-Hauses, als sie durch das Museum führt. Um zu sehen, wie es andersherum ausgesehen hätte, hat das Museum das Relief auch mit Clara im Vordergrund anfertigen lassen. Aber wer müsste nun vorn stehen? Welche*r der beiden war wichtiger für ihr gemeinsames Werk?

Clara und Robert Schumann waren verheiratet. Claras Vater war gegen eine Ehe, denn damit würde auch ihre Karriere als Solopianistin enden. Doch sie und Robert stellten sich dagegen, verklagten den Vater, um zusammen sein zu können, heirateten und versuchten entgegen aller Geschlechterrollen und gesellschaftlichen Erwartungen, eine Lebens- und Schaffensgemeinschaft zu gründen, in der beide gleichberechtigt wären.

Ob dieser Versuch ein Erfolg war, ob eine*r oder beide zu-



Foto: Christian Kern

Clara Schumann künftig nicht mehr im Schatten ihres Mannes

rückstecken mussten und ob die Geschichte in der heutigen Zeit genauso ausgegangen wäre wie damals, das sind Fragen, die in der neuen Augmented-Reality-App des Schumann-Hauses gestellt werden. Die App passe perfekt in das Museum, weil es sich selbst schon mit dem Spannungsverhältnis von Karriere, Familie und Geschlecht zwischen Clara und Robert Schumann beschäftigt, begründet Gregor Nowak, Geschäftsführer des Schumann-Vereins Leipzig, die Entscheidung zur Entwicklung der

App. Außerdem ist das Museum klein, was digitale Angebote erfordere.

„Die damals wie heute aktuellen, gesellschaftsrelevanten Fragen, die wir aktiven Künstler*innen gestellt haben, sind nicht nur für unsere Gäste interessant. Wir haben das Projekt auch für die Schule konzipiert“, betont Nowak. „Um die Fragestellungen in der App zu verstehen, sollte man aber schon mindestens 15 Jahre alt sein“, ergänzt er. Die App solle bald auch im App- und Playstore verfügbar

sein. Dann könne sie jede*r von zu Hause aus nutzen.

In der App erfährt man zunächst einiges über Clara und Robert Schumann. Dann kann man sich zwischen den Schwerpunkten „Rollen“, „Kinder und Karriere“ und „Künstler-Paare“ durchklicken. In jedem Schwerpunkt gibt es nach einem kurzen Video einige Fragen, die an zeitgenössische Künstler*innen, darunter Laura Liebeskind, eine Popkünstlerin, und Carolin Widmann, eine Solo-Violonistin, gestellt wurden.

Die Interviews sollen durch die App nicht gewertet und das Thema auch nicht dogmatisch oder ideologisch, sondern vorurteilsfrei angegangen werden, erklärt Nowak. „Wir wollen die verschiedenen Perspektiven zeigen, und dann kann sich jeder Gast, jeder Schüler sein eigenes Bild machen und das auch mit seinem Leben und seinen Erfahrungen vergleichen“, erläutert er. Klare Antworten auf die gestellten Fragen gibt es nicht, dafür viele Denkanstöße.

Leo Stein

Verunglückt oder getöpft?

Ein Besuch beim Leipziger Kunsttauschschrank

Wenn ich ein Buch zu Hause habe, das ich nicht mehr brauche, gehe ich zum Büchertauschschrank bei mir um die Ecke, lege es dort rein und nehme mir dafür ein anderes Buch. Doch was ist mit der Kunst, die in meiner Wohnung lagert? Mit dem Bild, das ich auf einer Klassenfahrt gemalt habe? Mit dem lilafarbenen Hirsch aus Filz, den ich von meiner Tante geschenkt bekommen habe? Oder mit der blauen Tulpe aus Krepppapier, von der ich gar nicht mehr genau weiß, wo sie eigentlich herkommt? Müsste man Kunst, die man nicht mehr haben will, nicht auch irgendwie loswerden können?

Diese Frage hat sich auch das Team der Gemeinschaftswerkstatt „Makerspace Leipzig“ gestellt und kurzerhand einen Kunsttauschschrank gebaut. So sollen alle Kunstwerke, die in ihrer „alten Heimat“ keinen Platz mehr haben, ein neues Zuhause finden können – zum Beispiel das blau-gelb bemalte Herz aus Ton, das seit Jahren an meiner Wand hängt, ohne dass ich mich noch daran erinnern kann, wo es herkommt.

Der Kunsttauschschrank ist in verschiedene Fächer unterteilt: Gestricktes, Gemaltes, Getöpftes, Fotografiertes, Verunglücktes, Geschriebenes, Upcycling und Sonstiges. Ich schwanke zwischen „Getöpftes“ und „Verunglücktes“, entscheide mich schließlich aber für Ersteres. So hässlich ist das Herz eigentlich nicht.

Wogegen ich mein Tonherz eintauschen will, ist dagegen eine schwierigere Entscheidung. Im Kunsttauschschrank befinden sich heute nur ein paar alte Bücher und Spiele. Aus einigen Fächern kommt mir gähnende Leere entgegen. Doch das ist nicht immer so, versichert mir Judith Rothe. Sie ist zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit bei der Nato Leipzig, vor deren Gebäude der Kunsttauschschrank von Februar bis März 2023 zu finden war. Das ist eine weitere Besonderheit des Schrankes: Er ist mobil, wechselt also etwa alle zwei Monate seinen Standort. Bisher hat er vor allem vor Leipzigs soziokulturellen Zentren eine Bleibe gefunden. Im Sommer soll er aber für einen Monat an einer Schule in Paunsdorf stehen. Wer den Schrank direkt in seiner*ihre Nä-



Foto: iK

Dieser Schrank ist einzigartig in Leipzig.

he haben will, kann das bei der „Villa Leipzig“ beantragen. Den Aufbau muss man allerdings selbst übernehmen.

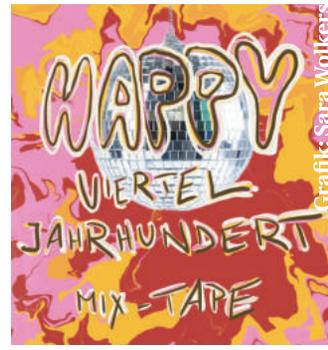
„Tauschschränke gibt es ja in Leipzig schon relativ viele, aber mit einem Fokus auf Kunst ist es der einzige“, erklärt Rothe die Besonderheit des Kunsttauschschrankes. Dass ich für mein Tonherz nur ein geringes Angebot an Tauschgegenständen zur Verfügung habe, scheint in erster Linie Pech zu sein: Wie gut der Schrank gefüllt ist, variiert laut Rothe nämlich von Tag zu Tag.

„Wir haben Tage, da ist er rappellvoll, und tatsächlich auch mit wunderschönen Dingen.“ Es gebe zwar auch Tage, an denen der Schrank so gut wie leer sei. „Aber dann füllt er sich meistens schnell wieder.“

Als ich mein Tonherz in das Fach „Getöpftes“ lege, ist das leider noch nicht der Fall. Ich lasse meinen Blick über die teilweise schon ziemlich lädiert aussehenden Bücher und Spiele wandern. Dazwischen hat sich eine große Plastikdose verirrt, die mit violetten Christbaumkugeln gefüllt ist. Hübsch, passt aber leider nicht in meine Tasche. Außerdem wird es gerade Frühling, da bin ich nicht in der Stimmung für Weihnachtsschmuck. Ich entscheide mich schließlich blind für eines der Bücher – „Die Zitadelle“ von A. J. Cronin, wie ich später herausfinde – und mache mich mit dem Vorsatz auf den Heimweg, irgendwann wiederzukommen und meinen Kunsttausch zu wiederholen. Dafür wird mein Weg mich allerdings erstmal nicht mehr zur Nato führen, denn von April bis Mai steht der Kunsttauschschrank an der „Villa Leipzig“ in der Lessingstraße.

Isabella Klose

IMMERGUT



Grafik: Sara Wolkers

Ich erinnere mich, wie meine Schwestern und ich früher im Schlafzimmer meiner Eltern vor dem Kassettenrekorder standen und unser erstes Mixtape aufnahmen. Wir haben alles, was wir in der Schule gelernt haben, eingespielt, damit unsere weit entfernten wohnenden Großeltern auch in den Genuss unseres Geplärrs kommen konnten.

Als ich einen eigenen Musikgeschmack entwickelte, hatten wir noch kein Internet zuhause und ich habe mit CDs aus der Stadtbibliothek Mixtapes auf Kassette aufgenommen. Die musste meine Familie dann statt Deutschlandradio Kultur auf langen Autofahrten hören.

Zu der Zeit, als meine Freund*innen und ich uns zu cool für Musik mit Texten auf Deutsch fühlten, haben wir angefangen, uns gegenseitig Mixtapes zu schenken. Auf den CDs aus dieser Zeit sind also diverse Mischungen aus Jake Bugg-, Kooks-, Jesper Munk- und The Subways-Songs.

Als dann schließlich auch meine Familie Wlan zuhause hatte, ist die Magie von Mixtapes durch den Zauber des Youtube-Algorithmus und Spotify abgelöst worden. Der Twingo, den mein Freund und ich vor zwei Jahren kauften, hatte keinen Aux-Anschluss fürs Handy, aber einen CD-Player, und so war das erste, was wir abgespielt haben, ein Weihnachtsmixtape meiner Freundin N. Nach Jahren habe ich so „Take It As It Comes“ von J. Roddy Walston & The Business und die Magie von Mixtapes wiederentdeckt.

Mittlerweile verschenke ich wieder welche an Freund*innen oder bekomme welche geschenkt. Aus Mangel an Aufnahmemöglichkeiten sind meine Mixtapes inzwischen digital. Und obwohl es nicht das Gleiche ist, wie vor dem Aufnahmegerät zu sitzen und genau im richtigen Moment Play oder Stopp zu drücken, gibt es wenig, was mir so viel Spaß macht, wie das Zusammenstellen der Playlist. Weil wir alle nicht mehr zu vernobt für Texte auf Deutsch sind, haben sich die Auswahlmöglichkeiten erweitert. Und ich merke, dass Mixtapes zu erstellen für mich die beste Self-Care ist; irgendwie werde ich jedes Mal etwas selbstverliebt dabei, weil ich meinen Musikgeschmack so gut finde.

Sara Wolkers

„Jede Generation hat ihre Stärken und Schwächen“

Über zivilen Ungehorsam, Generationenkonflikte und Aktivismus im Alter

Die Bewegung „Omas for Future“ entstand 2019 aus Initiative der Leipzigerin Cordula Weimann. Seitdem engagieren sich „die Omas“, wie sie sich vom Geschlecht unabhängig selbst nennen, bundesweit und auf vielfältige Weise für eine klimagerechte Zukunft. In ihrem Büro in Lindenau hatte **luhze**-Redakteur Jonas Kilb die Möglichkeit, mit Thomas Gärtner und Beate Ludwig von den Leipziger Omas über ihren Aktivismus zu sprechen.

luhze: 2019 wurde in Leipzig die erste Ortsgruppe von Omas for Future gegründet. Welche Erfolge konnten Sie seitdem feiern?

Thomas Gärtner: Nun, wir starteten damals mit zehn Personen, doch in den letzten drei Jahren konnten wir die Zahl unserer Mitglieder beinahe verdreifachen. Wir haben uns strukturiert und ein stabiles Fundament gebaut. Das war nicht immer ganz einfach. Dass wir es dennoch geschafft haben, sehe ich als Erfolg.

Welche größeren Herausforderungen galt es zu bewältigen?

Gärtner: Die ehrenamtliche Arbeit an sich ist eine große Herausforderung. Nicht alle von uns sind bereits in Rente und das Engagement nimmt viel Energie und Zeit in Anspruch.

Haben Sie im Moment genug Mitglieder, um alle Aufgaben zu erfüllen?

Beate Ludwig: Wir könnten schon mehr Leute gebrauchen. Es gibt einige Projekte, die wir gerne realisieren würden, wofür uns aber die Kapazitäten fehlen.

Ehrenamtliche Arbeit kann also sehr zeit- und energieraubend sein. Was sind ihre Beweggründe sich bei „den Omas“ zu engagieren?

Gärtner: Ein entscheidender Beweggrund für mich waren die Fridays (Fridays for Future, Anm. der Redaktion). Als die 2019 in Erscheinung getreten sind, hat mich das sehr beeindruckt und zum Nachdenken angeregt. Meinem Alter entsprechend bin ich dann bei den Omas gelandet.

Ihre Bewegung besteht aus Menschen der Generation 50+. Denken Sie, dass es schwieriger ist, Menschen dieser Altersgruppe für Klimaschutz zu begeistern, als Jüngere?

Ludwig: Ja, das denke ich schon. Viele Menschen sind uns gegenüber sehr skeptisch. An unseren Infoständen habe ich auch den Eindruck, dass Frauen tendenziell ein wenig offener



Beate Ludwig (zweite von links) und Thomas Gärtner (unten) von „Omas for Future“ mit anderen Mitgliedern vor ihrem Büro in Lindenau. Foto: Omas for Future

sind als Männer. Bei Männern herrscht öfters die Einstellung „nach mir die Sintflut“ oder „für mich reicht es doch noch“, und so weiter. Wir fragen die Leute dann häufig, welche Welt sie ihren Kindern und Enkeln hinterlassen wollen. Da kommen dann schon viele ins Stottern.

Können Sie sich vorstellen, woher diese Skepsis kommt?

Gärtner: Nach wie vor sind die Auswirkungen des Klimawandels für die meisten Menschen nicht direkt erfahrbar, beziehungsweise sie selbst sind noch nicht sehr davon betroffen. Deshalb engagieren sich bei uns nach wie vor besonders solche Menschen, die das irgendwie in den Genen haben. Es gibt natürlich auch Menschen, die einfach nicht den Blick dafür haben können, weil andere Probleme oder Angelegenheiten wie Kindererziehung einen größeren Raum einnehmen.

Ludwig: Wir sehen auch, dass es viel damit zu tun hat, welche Medien die Menschen konsumieren und was deren Bildungshintergrund ist. Bildungsferneren Menschen fällt es manchmal schwerer, sich auf das Thema einzulassen.

Welche Aktionen stehen in nächster Zeit bei Ihnen an?

Gärtner: Am 22. April, dem internationalen Tag der Erde, sind wir beispielsweise beim Leipziger Zukunftstag involviert. Man findet uns auch regelmäßig bei Stadtteil- oder Bürgerfesten an unseren Infoständen.

Ludwig: Am 27. März gestalten wir auch das Friedensgebet in der Nikolaikirche.

Oh ja, das habe ich schon auf Ihrer Webseite gesehen.

Ludwig (*lacht*): Ach, die neue Webseite haben Sie schon gesichtet. Die habe ich federführend eingerichtet.

Sie scheinen durch Ihre Arbeit viel zu lernen. Ich persönlich habe noch nie eine Webseite erstellt oder gepflegt. (*lacht*)

Ludwig (*lacht*): Ja, das war auch meine Erste. Unser Programmierer war lange verhindert. Da haben wir das einfach selbst in die Hand genommen.

Unsere Zeitung wird vor allem von Studierenden gelesen. Deshalb frage ich mich, was unsere Leserschaft – Ihrer Ansicht nach – von der Generation 50+ lernen kann.

Gärtner (*lacht*): Gute Frage! Eure Generation ist dem Thema Klimaschutz gegenüber schon ziemlich offen eingestellt. Das finde ich gut.

Ludwig: Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es notwendig ist, auch mal Kompromisse einzugehen, um die eigenen Ziele zu erreichen. Wer nur auf seinem eigenen Standpunkt beharrt, der wird niemanden mitreißen, sondern die Leute eher vor den Kopf stoßen. Dadurch verhindert man, dass Menschen konstruktiv mit den eigenen Vorschlägen umgehen. Auch wenn wir wenig Zeit haben, ist es notwendig, auf Menschen zuzugehen.

Kann Ihre Generation auch etwas von uns lernen?

Ludwig: Ja. Das Engagement und auch die Überzeugung, mit der junge Leute für ihre Interessen eintreten. Auch die Bereitschaft, auf Bequemlichkeiten zu verzichten. Da ist die jüngere Generation sehr

viel wagemutiger als wir Omas. Auch in der Nutzung neuer Medien sind Sie natürlich mehr bewandert als wir.

Gärtner: Ich vergleiche das gerne mit einer Familie. Da leben und arbeiten ja auch verschiedene Generationen zusammen für ein Ziel. Ich denke, so sollten wir auch unseren Klimaprotest sehen. Wir alle sollten zusammenarbeiten. Jede Generation hat ihre Eigenheiten, Stärken und Schwächen. Gemeinsam sind wir am stärksten; wir alle lernen voneinander. Dieses Bild der Familie habe ich häufig im Kopf.

Manchmal gibt es von jüngeren Generationen den etwas polemischen Vorwurf, die Generation unserer Eltern und Großeltern, also Ihre Generation, habe zu wenig für den Klimaschutz unternommen und dadurch unsere Zukunft verfeuert. Wie gehen Sie mit solchen Vorwürfen um?

Ludwig: Da ist ja schon was dran. Es war damals einfach nicht so ein Thema. Vor allem nach der Wende hatten die Menschen mehr im Kopf, wieder auf die Beine zu kommen. Gärtner: Mir ist bewusst, dass wir da auch Fehler gemacht haben. Wir haben uns hier etwas aufgebaut, beruflich und wirtschaftlich, ohne ausreichend auf die Folgen zu achten. Insofern ist an dem Vorwurf ja schon was dran.

Wir sehen ja nun seit Ende 2021, dass Klimaaktivist*innen vermehrt zu radikaleren Protestformen greifen und beispielsweise Infrastruktur blockieren. Wie sehen Sie das? Haben Sie Verständnis für die

Protestformen des zivilen Ungehorsams?

Ludwig: Ich habe Verständnis dafür, das schon. Aber ich halte die Protestmittel für nicht adäquat. Wir müssen mit Leuten über den Klimawandel reden, ins Gespräch kommen und das immer und immer wieder. Dabei müssen auch Kompromisse eingegangen werden. Dieser Weg mag deutlich länger und mühseliger sein, aber das ist in meinen Augen notwendig. Man muss die Leute mitnehmen und darf sie nicht vor den Kopf stoßen, sonst schadet man der Klimabewegung insgesamt. Letztes Jahr wurden wir beispielsweise zur Besetzung der Universität eingeladen, um ins Gespräch zu kommen. Da gab es aber überhaupt kein Gespräch und es herrschte die Einstellung: „Ich bestehe jetzt auf meinem Standpunkt, und zwar unveränderlich.“ Aber wenn wir alle so denken, dann kommen wir überhaupt nicht weiter. Das ist die teils fehlende Kompromissbereitschaft, von der ich vorhin sprach.

Gärtner: Ich sehe das ähnlich. Viele Menschen haben überhaupt kein Verständnis für diese Art des Protests. So begeistert man niemanden für den Klimaschutz. Wir haben mit der Letzten Generation bereits einen Gesprächstermin vereinbart. Wir wollen sie mal fragen, wie sie selbst ihre Aktionen einschätzen und deren Sichtweise hören. Alle reden so häufig über andere, das mag ich eigentlich nicht.

Darf Klimaaktivismus Gesetze brechen?

Gärtner: Das ist schwierig zu beantworten. Auch die Regierung und Unternehmen dürfen ja keine Gesetze brechen und unsere Lebensgrundlage zerstören und dennoch tun sie es. Viele Gesetze sind meiner Ansicht nach nicht zeitgemäß und beachten nicht den aktuellen Zustand der Welt. Gesetze sollten von niemandem gebrochen werden, aber die Gesetze müssen dringend geändert werden.

Wir haben jetzt viel über Negatives gesprochen. Was macht Ihnen denn Hoffnung?

Ludwig: Das sind die vielen jungen Leute, die auch an unsere Stände kommen und Interesse an uns als Omas zeigen.

Und was ist ihre liebste Grünanlage in Leipzig?

Ludwig: Das ist das Rosenthal. Generell finde ich es toll, dass man in Leipzig mit dem Rad von Süd nach West fahren kann und dabei die ganze Zeit im Grünen ist.

Umweltverschmutzung im digitalen Raum

Die Auswirkungen von Datenspeicherung auf die globalen CO₂-Emissionen

In der heutigen Welt generieren Menschen unaufhörlich Daten. Jeder Klick auf eine Website, jeder Post in den sozialen Medien und jede E-Mail, die gesendet oder empfangen wird, produziert Daten. Dabei werden viele dieser Daten online auf Servern gespeichert und nie wieder von uns verwendet. Eine Studie des Digitalverbandes Bitkom ergab, dass 44 Prozent der Fotos und Videos auf unserem Handy kaum oder gar nicht mehr angeschaut werden. „Nahezu jede Nutzerin und jeder Nutzer von Smartphones macht damit Fotos und Videos, aber weniger als ein Zehntel mistet regelmäßig überflüssige Aufnahmen aus“, erzählt Bitkom-Experte Sebastian Klöß. Solche Daten sind jedoch oft in einer Cloud gespeichert, um Speicherplatz auf dem Handy zu sparen und die Daten sicher zu verstauen – auch wenn es mal kaputt gehen sollte. Doch hat dieser digitale Müll einen Einfluss auf unsere reale Welt?

Unter Datenmüll versteht man Programme und Dateien, die nicht mehr gebraucht werden oder in mehrfacher Kopie vorhanden sind. Das sind zum Beispiel doppelt gespeicherte Fotos auf dem Handy, die zehn Korrekturstufen einer Hausarbeit oder der Spamordner im E-Mailpostfach. Werden diese Daten dann online in Clouds oder auf anderen Ser-



Sieht so eine Datenmüll-Deponie aus?
Grafik: Albert Lich, erstellt mit DALL-E

vern in Rechenzentren gespeichert, wird dadurch CO₂ freigesetzt. In diesen Servern werden alle Daten des Internets verarbeitet und für deren Verwendung wird eine permanente Stromzufuhr gebraucht. Diese besteht dabei nicht immer aus erneuerbaren Energien. In einer Metastudie von Bitkom aus dem Jahr 2020 geht man davon aus, dass im Jahr 2020 global 100 bis 500 Millionen Tonnen CO₂ durch den Betrieb von Rechenzentren freigesetzt wurden.

Diese Zahl variiert in den verglichenen Studien sehr stark. Geht man von 100 Millionen Tonnen aus, so wäre man ungefähr beim Verbrauch des kompletten Gebäudesektors in Deutschland im selben Jahr. Bei 500 Millionen Tonnen CO₂ sind das in etwa schon die jährlichen Emissionen von Kanada.

Doch wie schädlich ist Datenmüll jetzt für unsere Umwelt? Laut einer Studie von Veritas Technologies wurden 2020 global rund 6,4

Millionen Tonnen CO₂ durch Datenmüll ausgestoßen. Dies ist – ironischerweise – etwas weniger als der Treibhausgasausstoß der deutschen Abfallwirtschaft (8,7 Millionen Tonnen CO₂). „Auf der ganzen Welt versuchen Individuen und Firmen, ihren CO₂-Fußabdruck zu reduzieren, aber Datenmüll ist dabei kein Thema“, erzählt Phil Brace, Chief Sustainability Officer von Veritas Technologies. Berechnet man jetzt, wie hoch der Anteil von Datenmüll an den globalen Emissionen ist, so landet man bei 0,0018 Prozent. Scheint also alles halb so schlimm? – Jein.

Im Gegensatz zu den Emissionen durch Abfall, welche sinken, steigt die Menge an Daten enorm. 2020 wurde die Gesamtmenge an Daten auf 40 Zettabyte geschätzt. In einer Studie der Firma Seagate Technology von 2017 wird erwartet, dass die globale Datenmenge bis zum Jahr 2025 auf 163 Zettabyte ansteigt. Damit könnte man einen Full-HD-Film schauen, der 4,6 Milliarden Jahre läuft. Das entspricht etwa dem Alter unserer Sonne.

Diese Daten werden oft auf Servern gespeichert oder verarbeitet, weswegen zu erwarten ist, dass die Menge an Datenmüll weiter steigt. Das ist vor allem auf den immer günstigeren Speicherplatz zurückzuführen. Während man heute für 0,99 Cent im Monat 50

GB Speicher in seiner iCloud bekommt, hat man vor 10 Jahren für eine Festplatte mit derselben Speicherkapazität 220 Euro bezahlt. So könnte Datenmüll schon in naher Zukunft ein Problem für unsere Umwelt werden.

Kann man etwas dagegen tun? Ja, und es sind kleine Dinge, die schon helfen, den eigenen Datenmüll in den Griff zu bekommen – sozusagen ein digitaler Frühjahrsputz. So können Fotos, Videos und andere Dateien, die zwei Mal oder öfter gespeichert sind, einfach gelöscht werden. Hierfür gibt es auch Programme und Apps, die so etwas automatisch auf dem Handy oder Computer machen. Man kann sein E-Mail-Postfach ausmisten und sich von Newslettern abmelden, die nicht mehr interessant sind. Apps auf dem Handy, die nicht mehr gebraucht werden, verbrauchen CO₂ durch Updates, und manchmal ist es auch einfach Zeit, sich von bestimmten Daten zu trennen.

Wichtig ist wie bei vielen Umweltthemen: Jeder sollte und kann etwas für den Klimaschutz tun und mit seinem Konsumverhalten Anreize für Unternehmen schaffen, sich umweltbewusster zu verhalten. Es sind jedoch die großen Konzerne und Firmen, die den größten CO₂-Fußabdruck hinterlassen. Und das gilt auch beim Datenmüll.

Albert Lich

„Die Zukunft der Kinder“

Wie man den Jüngsten unter uns die Klimakrise nahebringen kann

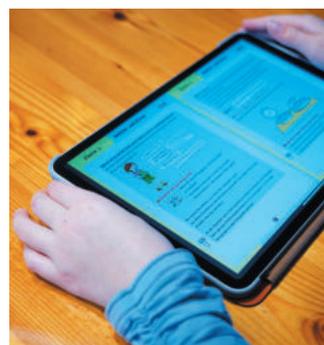
Greta Thunberg stellte sich 2018 zum ersten Mal in Schweden vor das Parlament und demonstrierte für den Klimaschutz. Spätestens seit diesem Ereignis dürfte klar sein, dass die Klimakrise kein Thema ist, das nur hinter verschlossenen Türen von Politiker*innen besprochen werden sollte, sondern dass es die ganze Gesellschaft betrifft – wie die nachfolgenden Schulstreiks zeigen – auch an Kindern nicht unbemerkt vorbeizieht. „Die Klimakrise ist das Thema der Kinder, weil sie die Zukunft der Kinder betrifft“, erklärt Karl Wollmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Grundschuldidaktik Sachunterricht an der Universität Leipzig. Er ist administrativer Projektleiter des Projekts „Klima Leben“, das vom Sächsischen Umweltministerium initiiert wurde. Darin wurden unter Leitung der Leipziger Erziehungswissenschaftlerin Brunhild Landwehr Materialien für Grundschulen entwickelt, die Kindern das Thema Klimaschutz näherbringen sollen. Für jede

Klassenstufe wurden ein E-Book und ein dazugehöriges Forschungsbuch sowie eine Lehrer*innenhandreichung erstellt. Inhaltlich beziehen sich die Materialien auf Bereiche wie Wetter, Mobilität und Ernährung. Dabei sei es laut Wollmann wichtig, mit den Kindern schon früh Wissen und Handlungsoptionen zum Thema Klimaschutz zu erarbeiten. So können sie lernen, kompetent und nachhaltig Entscheidungen zu treffen, um sich und ihren Mitmenschen ein gutes Leben in einer vom Wandel geprägten Welt zu ermöglichen. Es gehe vor allem darum, Lösungsstrategien zu entwickeln, die eigene, gesellschaftliche sowie naturbezogene Interessen berücksichtigen.

Doch das ist gar nicht so leicht. Die Klimakrise ist ein komplexes und teilweise auch beängstigendes Thema, das selbst Erwachsene nicht immer in all seinen Facetten verstehen. Wie kann man das Kindern nahebringen, ohne sie zu verschrecken oder ihnen ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit zu

vermitteln? Für Juno Gareis geht es darum, Möglichkeiten aufzuzeigen, aktiv zu werden und nicht nur zu verzweifeln. Gareis arbeitet beim BUND Leipzig im Bereich Klimapädagogik und ist Ansprechperson für das Projekt „Klasse Klima“. Ziel ist es, an Schulen Workshops durchzuführen, die den Schüler*innen Wissen zum Thema Klimawandel vermitteln und dabei Handlungsoptionen aufzeigen. Den Kindern solle die Möglichkeit gegeben werden, „ihr Verhalten zu ändern und dann auch zukünftig auf Politik, Eltern und Schule Druck auszuüben“. Altersgerechte Klimabildung sei schon im Kindergartenalter möglich. Bei jüngeren Kindern sei es hilfreich, spielerisch an das Thema heranzugehen, wohingegen ältere sich schon mehr für die naturwissenschaftlichen Fakten interessieren.

Eine Schwierigkeit bei der Arbeit mit Kindern ist laut Gareis, dass diese manchmal dazu neigen, ihren Eltern nachzusprechen. So zum Beispiel, wenn diese den



Auch Kinder können über den Klimawandel lernen.
Foto: Klima Leben

Klimawandel leugnen. Zudem sei es wichtig, die Kinder emotional abzuholen und nicht nur mit Fakten zu konfrontieren. Die Arbeit mit Kindern habe aber auch Vorteile im Vergleich zur Klimabildung für Erwachsene: „Die Meinungen sind noch nicht so verhärtet“, findet Gareis. Kinder seien zudem oft neugieriger als Erwachsene. Diese Faszination für die Klimabildung ist auch Wollmann bei seiner Arbeit aufgefal-

len: „Kinder kann man immer begeistern. Es ist wichtig, ihnen Möglichkeiten zu bieten, sich trotz der vermeintlichen Einschränkungen wegen des Klimawandels eine positive, schöne zukünftige Welt vorzustellen.“

Wollmann und Gareis sind sich einig, dass Klimabildung in der Schule einen höheren Stellenwert bekommen sollte. „Es reicht nicht, wenn man den Lehrplan nimmt, wie das in Sachsen gemacht wurde, und überall ein bisschen Klimabildung drüberstempelt“, findet Wollmann. Stattdessen müsse man die Klimabildung projektorientiert und fächerübergreifend aufbauen. „Ich finde, das sollte fest im Lehrplan verankert werden“, fordert Gareis. Es solle ein regelmäßiges Klimamodul geben, damit die Kinder von klein auf über den Klimawandel lernen können und nicht nur sporadische Projektstage durchführen, „wenn die Schule gerade mal Geld hat. Da ist auf jeden Fall noch sehr viel Luft nach oben.“

Isabella Klose

MELDUNGEN

Gerettet

Nach drohender Schließung der Filiale Galeria Kaufhof in der Leipziger Innenstadt bleibt das Kaufhaus doch erhalten. Das teilte die Stadt Leipzig am 16. März mit. Zuvor hatte der Konzern aufgrund eines Insolvenzverfahrens die Schließung von 52 Filialen angekündigt, doch rettete seine Außenstelle in Leipzig nach Gesprächen mit Oberbürgermeister Burkhard Jung, Wirtschaftsbürgermeister Clemens Schülke und dem Vermieter der Filiale. Ein ausschlaggebendes Argument sei „die umsatzstarke und hoch frequentierte Leipziger Innenstadt“, wie die Stadt Leipzig mitteilte. Burkhard Jung begrüßte die Entscheidung und freue sich auf das weiterhin bestehende Angebot für Kund*innen und die erhaltenen 170 Arbeitsplätze.

Gemessen

Die Stadt Leipzig setzt seit Mitte März zwei automatisierte Tracker mit Display im Fahrradverkehr ein. Darüber informierte das Verkehrs- und Tiefbauamt am 16. März. Die zwei Messgeräte erfassen live die Anzahl der vorbeifahrenden Räder und geben die Information in Form eines Tages- und Jahreswertes auf einem Display wieder. Das solle eine genaue Datenerfassung von Radfahrenden in Leipzig garantieren, um somit zukünftige Bauarbeiten der Radwege besser zu koordinieren, wie Baubürgermeister Thomas Dienberg erklärte. Die Tracker stehen in beiden Fahrtrichtungen am Grimmischen Steinweg und erweitern die bisherige Methode der Dauerzählstellen.

Gefördert

Trotz hoher Energiepreise und Inflation möchte die Stadt Leipzig weiterhin in den kunden- und klimafreundlichen Verkehr der Leipziger Verkehrsbetriebe (LVB) investieren. Das gaben sowohl die Stadt als auch die LVB am 22. März bekannt. Die insgesamt 20,5 Millionen versprochenen Euro sollen in den nächsten zwei Jahren ausgezahlt werden und die Klimaziele und die Energieeffizienz im Verkehrssektor fördern, wie Baubürgermeister Thomas Dienberg berichtete. Dies sei von Nöten, da die LVB durch die Folgen der Corona-Pandemie, der anhaltenden Inflation, des Kriegs gegen die Ukraine und des Einnahmeverlusts durch das Deutschlandticket einen starken Kostendruck erfahre. Im Gegenzug solle die LVB ihre Angebote für Pendler*innen und im Fahrtbuchungssystem ausbauen.

Magdalena Weingart

Dieser Weg wird kein leichter sein

Der Haltestellenausbau zu mehr Barrierefreiheit strauchelt

Im Jahr 2013 wurde die Stadt Leipzig durch eine Anpassung des Personenbeförderungsgesetzes verpflichtet, die Haltestellen des ÖPNV bis 2022 barrierefrei auszubauen. Allerdings gab die Stadt 2019 bekannt, dass das Ausbauziel nicht erreicht werden könne. Dabei wurde als Begründung auf lange Planungszeiten, das Missverhältnis von Kosten und Nutzen bei einigen Haltestellen und nicht ausreichende Gelder verwiesen. Als neuer Zielstandard wurde eine Erweiterung von zehn Straßenbahn- und 30 Bushaltestellen pro Jahr festgelegt.

Im Januar 2023 stellte die Linksfraktion dieses Vorhaben mittels einer kleinen Anfrage auf den Prüfstand. Die Stadt antwortete, dass 2021 insgesamt 42 Bus- und zwei Straßenbahnhaltestellen und im Jahr darauf 30 Bus- und sieben Straßenbahnhaltestellen ausgebaut wurden. Für 2023 sah die Prognose der Stadt nur noch sieben Straßenbahnhaltestellen und 17 Bushaltestellen vor. Im Papier heißt es: „Mit dem heutigen Ausbautempo ist von noch mehr als zehn Jahren auszugehen, bis die vollständige Barrierefreiheit der Haltestellen erreicht ist.“ Auf Anfrage von *luhze* erklärte das Verkehrs- und Tiefbauamt, es sei zwar ein Treffen mit den Leipziger Verkehrsbetrieben (LVB) angesetzt, um die Problematik zu besprechen, es stünde aber noch



An der Haltestelle Lößbauer Straße ist noch keine Baustelle zu sehen. Foto: Tilmann Würfel

kein Termin fest.

Wie die Leipziger Zeitung berichtete, wurde die Verzögerung im Ausbau mit dem Mangel an ausgebildeten Planer*innen und der Dauer komplexer Baumaßnahmen von bis zu acht Jahren begründet. Einen konkreten Plan zur Lösung des Personalproblems gibt es nach Angaben des Verkehrs- und Tiefbauamts abseits von einer „perspektivischen Personalaufstockung“ nicht. Zudem nannte die Stadt Zahlen, die besagen, dass bereits über 80 Prozent der Menschen an barrierefreien Haltestellen zusteigen würden.

Letzteres kritisiert die Anfragestellerin der Linken, Franziska Riekewald. Dadurch zeige sich nur, was lange bekannt sei: In der Innenstadt stiegen quantitativ mehr Menschen in den ÖPNV ein und dort seien die Haltestellen

bereits besser ausgebaut. Eine gelebte Mobilitätswende sei das nicht, im Gegenteil. Es lege einmal mehr den Fokus der Infrastruktur auf die Innenstadt und lasse dezentrale Stadtteile, in denen mehr ältere Menschen leben, außen vor. Denn nicht nur Menschen mit Rollstuhl profitierten von Barrierefreiheit. Zudem stellt Riekewald infrage, inwiefern die Stadt den Ausbau von barrierefreien Haltestellen priorisiert: „Es ist immer so, dass Personal knapp ist, die Frage ist, wo man die Prioritäten setzt.“ Ein Einbruch der Ausbauzahlen innerhalb von zwei Jahren um fast die Hälfte sei nicht akzeptabel.

André Winkler, Kommunikationsbeauftragter des Leipziger Behindertenverbandes, spricht sich für ein gutes Miteinander aus. Man wolle die Gegenseite verstehen, auch wenn ein schnellerer

Ausbau wünschenswert sei. Dennoch sieht er an zwei Stellen Handlungsbedarf. Einerseits sei der ÖPNV in ein komplexes Netzwerk aus städtischen Instanzen und den LVB eingebettet. „Da wäre es besser, wenn es eine Person gäbe, die die Fäden in der Hand hält und die Vorgänge besser koordiniert.“ Auf der anderen Seite sieht er beim Service Handlungsbedarf. Vor zehn Jahren gab es regelmäßige Treffen des „Netzwerks Weiterbildung“ zwischen den LVB und Menschen mit Behinderung. Diese Berührungspunkte würden oft für Sensibilisierung sorgen. Ohne sie könne es auch mal dazu kommen, „dass ein Busfahrer, der Verspätung hat, sich an den Fahrplan halten muss und die Perspektive von Menschen im Rollstuhl nicht gut kennt, diese einfach an der Haltestelle stehen lässt, weil er aufgrund seines Lohns eh schon genervt ist“, erklärt Winkler. Gerade der Streik treffe gehbehinderte Menschen besonders schwer, da sie sich nicht einfach ins Auto setzen könnten. Er fordert: „Neben den materiellen Barrieren müssen auch die sozialen Barrieren abgebaut werden.“

Zumindest in einem Punkt sieht sich die Akteur*innen einig: Der Jetzt-Zustand muss sich ändern. Wie schnell, wie umfassend und wo genau, bleiben allerdings Fragen, die unterschiedlich beantwortet werden.

Tilmann Würfel



Wer heute die Permoserstraße in Leipzig Paunsdorf entlanggeht, sieht auf den ersten Blick vermutlich nur einen Wissenschaftspark. Denn seit 1990 befindet sich hier unter anderem das Helmholtzzentrum für Umweltforschung. Bis 1945 hingegen war das Gelände Schauplatz eines der schlimmsten Verbrechen der Leipziger NS-Geschichte.

Leipzig war während des Zweiten Weltkrieges einer der bedeutendsten Standorte für die Produktion von Rüstungsgütern und einer der größten Profiteure von Zwangsarbeit. 75.000 Menschen wurden hier zwischen 1939 und 1945 zur Arbeit gezwungen.

Die meisten arbeiteten für die Hugo Schneider Aktiengesellschaft (Hasag), ein schnell expandierendes Unternehmen aus Reudnitz. Im Nordosten Leipzigs kauft Hugo Schneider 1897 ein Gelände zur Erweite-

rung seiner Lampenproduktion. Die Hasag fand so an der Permoser Straße ihren Hauptsitz. Bereits im Ersten Weltkrieg beginnt der Umstieg der Produktion von Leuchtwaren auf Rüstungsgüter wie Munitionshülsen. Bis zum Zweiten Weltkrieg wird die Hasag zur größten Produktionsstätte für Rüstungsgüter in Sachsen. Zu ihrem Markenzeichen wird die Panzerfaust, eine Waffe zur Panzerabwehr.

Wegen Arbeitskräftemangels werden ab 1939 Zwangsarbeiter*innen zur Produktion ausgebeutet. 10.000 Menschen arbeiten in dieser Zeit in der Permoserstraße. Um den hohen Bedarf an Arbeitskräften zu decken, werden ab 1943 auch Häftlinge aus Buchenwald nach Leipzig gebracht, um zu arbeiten. Neben dem Fabrikgelände wird hierfür ein Außenlager des Konzentrationslagers gebaut.

Zwischen dem 13. und 14. April 1945 wird das Hauptgebäude, vermutlich durch den damaligen Generaldirektor

Die Permoserstraße



Die Gedenkstätte vor dem alten Verwaltungsgebäude. Foto: Greta Ridder

Paul Budin, in die Luft gesprengt. Dabei werden die Firmenakten der Hasag zerstört. Nach dem Krieg werden nach und nach alle Gebäude bis auf das Verwaltungsgebäude abgerissen.

Die Verbrechen des Zweiten Weltkriegs bleiben nicht unvergessen: In einem gelben Neubau neben dem ehemaligen Verwaltungsgebäude befindet sich seit 2001 die Gedenkstätte für Zwangsarbeit Leipzig. Zum Zeitpunkt

der Eröffnung war sie die erste Gedenkstätte explizit für die Erinnerung an Zwangsarbeiter*innen. In ihren Räumlichkeiten befindet sich eine Dauerausstellung. Die Mitarbeitenden der Gedenkstätte veranstalten Führungen, Stadtteilrundgänge und Bildungsangebote und versuchen mit ihrer Arbeit die Erinnerung an die Verbrechen der Zwangsarbeit in der NS-Zeit in Leipzig wachzuhalten.

Greta Ridder

Raumstation „Kategorie A“ gegen rechts

Was der Todesstern mit Fußball zu tun hat

W eit im tiefsten Connewitz versammelte sich im Februar 1999 eine Gruppe von Jugendlichen, um einen Fußballverein zu gründen. Dieser sollte den Namen „Roter Stern Leipzig“ tragen. Den Verein gibt es bis heute. Nach eigenen Aussagen soll mit ihm ein Kontrapunkt zu sexistischen, rassistischen und homophoben Entwicklungen im Fußball gesetzt werden. Aber was wäre so ein Verein ohne seine Fans?

Seit 2018 gibt es die Gruppe „Kategorie A“, die tatkräftig die erste Herrenmannschaft des Roten Sterns bei Heim- und Auswärtsspielen unterstützt. „Am Anfang waren die Spieler uns gegenüber etwas distanziert, in der siebten Liga haben die wahrscheinlich keine organisierte Fangruppe erwartet“, erzählt David. Seit fünf Jahren verbringt er viele seiner Wochenendtage damit, am Spielfeldrand zu stehen. „Es bereitet mir auf vielen Ebenen Freude, weil man enge Freunde sieht und den Verein repräsentieren kann“.

Es gibt aber noch einen anderen Grund für David. Der „Rote Stern Leipzig“ spielt vor allem gegen Mannschaften aus der Region Nordsachsen. Die politische Gesinnung in diesem Gebiet bewege sich viel im rechten Spektrum. Auch



Bei den Spielen hat die Fangruppe ausreichend Transpis dabei.

Foto: Kategorie A

auf dem Fußballplatz. So seien in der gegnerischen Kurve auch gelegentlich Neonazis vertreten. Dem müsse entgegengehalten werden, vor allem bei Auswärtsspielen, erklärt David. Oft müsse sich die Mannschaft Beleidigungen anhören. Meist bestehe die gegnerische Fanszene eher aus Freund*innen und Familie der Spieler. Die Nazis würden nur wegen des Roten Sterns kommen, da distanzieren sich der Verein auch schon oft davon. „Wenn man aber sieht, wie die gegnerischen Spieler teilweise für den Nazis die Hand geben, dann spürt man auf jeden Fall die strukturellen Überschneidungen“, meint David.

Trotzdem versuche die Fangruppe, Auseinandersetzungen

aus dem Weg zu gehen und vor allem auf die eigene Sicherheit zu achten, damit sich alle, die zum Spiel mitkommen, wohlfühlen. „Wenn uns beim nächsten Spiel Nazis auflauern, weil wir laut geworden sind, haben wir auch nichts gewonnen.“ Sie wirken auf andere Art und Weise den rechten Ausschreitungen entgegen. So wurde bei Reichsfahne und Hitlergruß auf dem Spielfeld versucht, das den entsprechenden Verantwortlichen des Vereins zu melden. Damit würde dann unterschiedlich umgegangen. Aber so sei die Möglichkeit gegeben, auch von extern das Spielgeschehen zu beobachten und aktiv etwas zu tun. „Ich meine, das ist doch das, worauf man beim Fußball Lust hat, eine Fanszene mit Sen-

sibilisierung für Diskriminierung“, meint David.

Die Menschen aus der Gruppe „Kategorie A“ machen auch noch anderweitig Politik, weil es ihnen auf dem Spielfeld nicht ausreicht. Sie versuchen durch Aktionen, wie beispielsweise dem Zeigen eines Films zum Frauenfußball im Iran, Aufmerksamkeit auf Missstände zu richten, und regen zu einer aktiven Auseinandersetzung in der Szene an.

Um noch eine weitere Plattform zu schaffen, hat die Gruppe im Sommer 2019 den „Todesstern“ gegründet. Hierbei handelt es sich nicht um die galaktische Raumstation aus den Star Wars-Filmen, sondern um ein Fanmagazin. David erzählt, dass die Idee für den Namen von der Mutter eines Gruppen-

mitglieds kam. Früher wurde die Herrenmannschaft, die sämtliche Spiele für sich entschied, wohl immer der „Todesstern“ genannt. Das Heft soll ein Sprachrohr der „Kategorie A“ sein, mit dem sie über die Spiele der aktuellen Saison berichtet, aber auch aktuelle Themen aus der regionalen Fußballszene besprechen kann. Pro Saison erscheinen zwei Hefte, jeweils eins für die Hin- und Rückrunde. Gedruckt werden jeweils 99 Ausgaben bei Floss Bros. in der Bernhard-Göring Straße. Die nächste kommt Ende April heraus. „Jetzt wo Corona vorbei ist, soll es wieder richtig losgehen mit dem Todesstern“, sagt David. Den gebe es dann meist bei den Spielen vor Ort für einen Euro zu kaufen. Und auch hierüber soll der politische Kampf weiter ausgetragen werden, genauso wie auf dem Spielfeld. Warum dieser starke politische Einschlag beim Fußball überhaupt Realität sei, überlegt David, liege daran, dass die Subkultur so anziehend sei. „Für das rechte Klientel wegen des Gewaltfetischs und des Männlichkeitsbildes, für die Linken vor allem wegen der kritischen und nonkonformen Ultrakultur. Es ist ein Spiegel der Gesellschaft, deswegen sind die politischen Konflikte vorprogrammiert.“

Annika Franz

Partizipation durch Judo

Breites Sportangebot für ukrainische Geflüchtete

Schon mehr als ein Jahr ist es her, dass die ersten Geflüchteten aus der Ukraine den Leipziger Hauptbahnhof erreichten. Der 24. Februar markiert den Jahrestag des völkerrechtswidrigen Angriffskriegs durch Russland auf die Ukraine. Seitdem hat sich viel verändert. Im Vergleich zum Vorjahr erreichen weniger Menschen Leipzig. Geflüchtete, die bereits vor Ort sind, fanden Wohnungen, Jobs und integrierten sich in die Stadtgesellschaft.

Sport bringt Menschen verschiedener Herkunft zusammen, fördert die soziale Interaktion und hilft Geflüchteten bei der Partizipation in der Mehrheitsgesellschaft. Deshalb lohnt sich ein Blick auf das Sportangebot für Geflüchtete.

Eine Sportart, welche in der Ukraine große Beliebtheit erfährt, ist Judo. So kommt es nicht von ungefähr, dass die Leipziger Sportlöwen knapp einen Monat

nach Beginn des Krieges ein umfangreiches Sportangebot an den Start brachten. Schnell wurden erste Trainings organisiert, an denen rund 60 Kinder teilnahmen, die in verschiedene Altersklassen eingeteilt wurden. Die Motivation für den Verein war es, „in irgendeiner Form zu helfen“, sagt der Vize-Präsident und Geschäftsführer Sören Starke im Gespräch. Familien seien auf das Sportangebot unter anderem durch eine Liste des Stadtsportbundes mit der gesamten Auswahl für Geflüchtete aufmerksam geworden. „Grund für das Erstellen der Liste war die gesamtgesellschaftliche Situation“, erzählt Christian Lehmann, Koordinator des Stadtsportbundes Leipzig. Das breite Sportangebot gab es jedoch schon immer und nicht nur für ukrainische Geflüchtete. Einzig die Liste wurde neu erstellt. Um diese zu verbreiten, wurden zuerst Erstaufnahmeeinrichtungen kontaktiert. „Da die meisten

Ukrainer*innen privat Unterkünfte fanden, spielten diese jedoch kaum eine Rolle“, erklärt Lehmann. Stattdessen verbreiteten das zivilgesellschaftliche Bündnis „Leipzig Helps Ukraine“ und andere Organisationen wie die Malteser das Angebot.

Der große Andrang bei den Leipziger Sportlöwen sorgte dafür, dass eine ukrainische Trainerin zügig ihren Weg in den Verein fand. Daraufhin wurde ein einwöchiges Trainingslager in den Osterferien organisiert und jedes Kind erhielt einen eigenen Judoanzug. Mithilfe von Fundraising und großzügigen Spenden wurden diese finanziert. „Schwierig war es zu Beginn, die Sprachbarriere zu überwinden und Geflüchtete dauerhaft an den Verein zu binden“, erzählt der Geschäftsführer. „Doch nach anfänglichen Problemen etablierten sich ukrainische Sportgruppen und leistungsstarke ‚gemischte‘ Trainings-

gruppen, die gemeinsam auf Wettkämpfe fahren und trainieren.“

Mittlerweile läuft bei den Leipziger Löwen alles über einen eigenen Telegram-Kanal, in dem sich aktuell 190 Teilnehmende befinden und der von Trainerin Svitlana Mesynets betreut wird. Durch die vielen Beteiligten ist

das Sportprogramm zum Selbstläufer geworden und muss neben der Mund-Propaganda nicht mehr beworben werden. „Das Angebot gibt den Teilnehmenden Regelmäßigkeit in ihrem Alltag und auch die Eltern sind glücklich über das Angebot“, sagt Geschäftsführer Starke.

Stefan Schneider



Judo zaubert Groß und Klein ein Lächeln ins Gesicht. Foto: Leipziger Sportlöwen

Lieber wahrsagen oder Wahr(-heit) sagen?

Zwei *luhze*-Autorinnen haben unterschiedliche Ansichten



luhze-Autorinnen Greta (l.) und Isabella (r.) sind sich nicht ganz grün beim Thema Wahrsagerei

Entscheidung zu treffen, kann es helfen, „das Universum“ um Rat zu bitten. Das heißt am Ende auch nicht, dass man es unbedingt so machen muss, wie es einem die Karten sagen. Ein bisschen so, wie wenn man sich Ratschläge bei all seinen*ihren Freund*innen einholt und am Ende doch das macht, was man selbst für richtig hält. „Aber die Vorhersagen sind doch eh so vage, dass sie auf jede*n zutreffen könnten“, ist ein Argument, das ich in diesem Kontext oft höre. Ja, das stimmt in den meisten Fällen. Aber genau darin sehe ich auch die Chance. Eine Tarotkarte kann eine Projektionsfläche für die eigenen Probleme darstellen. Denn die Auslegung der Karten liegt am Ende doch bei der Person, der sie gelegt werden.

Und zum Abschluss vielleicht ein Hot Take: Nicht alles muss wissenschaftlich fassbar sein. Manchmal haben Dinge auch ihre Daseinsberechtigung, weil sie Spaß machen.

Greta Ridder

die dafür keine Qualifikation haben (denn dafür hat niemand eine Qualifikation), wo soll uns das dann hinführen? Ich bin durchaus dafür, auch mal irrational zu denken, auf seine*ihre Gefühle zu hören und sich nicht zu sehr an Fakten zu klammern. Doch Wahrsagerei hat nichts mit Gefühlen zu tun, sondern mit Pseudowissenschaft. Die echte Wissenschaft ist das, was die Grundlage für unser Handeln bilden sollte. Sie ist es, die uns schützen kann: vor Krankheiten, vor der Klimakrise (falls es da überhaupt noch Hoffnung gibt), vor Fake News und Falschbehauptungen, die heute wahrscheinlich mehr denn je verbreitet werden und – wie ein Blick auf die Leipziger Straßen am Montagabend zeigt – von erschreckend vielen Menschen geglaubt werden.

Die Wahrsagerei ist nicht der Ursprung der „Querdenken“-Bewegung. Aber beides funktioniert nach einem ähnlichen Prinzip: dem Vertrauen darauf, dass irgendwelche Menschen die Weisheit mit Löffeln gefressen haben und wir lieber auf sie hören sollten als auf die Wissenschaft. Kann sein, dass die Wahrsagerei eine vergleichsweise schwache Form dieses Prinzips ist. Aber je kleiner solche Probleme anfangen, desto mehr Raum haben sie, zu wachsen.

Isabella Klose

Wahrheit

„Du kannst einen Goldfisch zwar anmalen wie einen Löwen, aber wenn dann der Regen kommt, wird sich zeigen, wer ein echter Adler ist.“
Gebt mir Wahrheit!!!



Grafik: Sara Walkers

Die lügen uns doch alle an!

Vier Möglichkeiten, wie man Fake-News erkennen kann

eingeben und vielleicht noch „Faktencheck“ oder „stimmt das?“ ergänzen, und man ist schon viel schlauer als vorher. Ein guter Tipp ist auch, in einem Pressearchiv wie Genios nach dem Artikel zu suchen.

Überprüfen, ob ein Bild echt ist

Bilder zu fälschen war noch nie so leicht wie heutzutage. Woher weiß ich, ob eine angebliche Tagesschau-Meldung, die mir auf Instagram angezeigt wird, wirklich von der ARD ist? So etwas lässt sich glücklicherweise schnell herausfinden. Mittlerweile haben alle großen Suchmaschinen eine „Rückwärts-Bildersuche“.

Bei Google beispielsweise gibt es neben der Suchleiste ein großes Kamerasymbol. Wenn man auf das Symbol klickt, ploppt ein Fenster auf, in welches man das zweifelhafte Bild als Datei hochladen oder einfach per Maus reinziehen kann. Jetzt werden alle Veröffentlichungen des Bildes angezeigt und man kann sehen, ob das Bild in einem ganz anderen Kontext existiert oder bereits als Fake enttarnt wurde.

Steckt eine echte Person dahinter?

Wahrscheinlich jeder kennt sie: Die nervigen Instagram-Bots. Dies sind computergenerierte Programme, die

automatisch sich wiederholende Aufgaben abarbeiten, wie liken, folgen oder kommentieren. Doch wenn einem nicht gerade anzügliche Bilder in den DMs versprochen werden, können auch deutlich unlustigere Sachen durch fragwürdige Accounts verbreitet werden. Beispielsweise Nachrichten, die gar nicht die Wahrheit widerspiegeln. Deshalb ist es immer wichtig herauszufinden, ob eine echte Person hinter einem Account steckt. Dafür reicht es oft, wenn man sich diesen Account genau anguckt. Wer steht in der Biografie? Gibt es ein Impressum? Wenn man einen Namen hat, einfach in die Suchleiste gehen und schauen,

ob dieser irgendwo anders schonmal aufgetaucht ist. Oft kann man einen falschen Account schon daran erkennen, dass sich das Verhältnis von Leuten, denen der Account folgt, und denen, die dem Account folgen, drastisch unterscheidet. Das berühmte blaue Häkchen, welches ausdrückt, dass ein Account verifiziert ist, kann da auch helfen.

Die Website untersuchen

Oft bekommt man gar kein Bild zugeschickt oder eine Meldung, häufig ist es nur ein Link zu einer Website. Da kann es hilfreich sein, sich einmal anzu-

Richter*innen, Zeug*innen und Angeklagte

Wie im Strafprozess nach der Realität gesucht wird



Der Prozess ist das wichtigste Mittel der Wahrheitsfindung. Foto: pexels-ekaterina-bolovtsova

eine besonders hochgradige Wahrscheinlichkeit und die subjektive Gewissheit, also die richterliche Überzeugung, die wir anstreben“, erläutert Höffler. Im Prozess sei das vor allem die subjektive Überzeugung der Richter*innen, ganz gleich, wie sich der Sachverhalt tatsächlich zugetragen habe, sagt Ines Kilian, Fachanwältin für Strafrecht und Dozentin an der Universität Leipzig.

Aber gibt es die eine materielle Wahrheit? Dazu gibt es verschiedene Theorien, erklärt Höffler. Sie findet den kognitiven Konstruktivismus am ehrlichsten. Danach gibt es die äußere Realität im Sinne einer materiellen Wahrheit, die aber

immer abhängig ist von dem Menschen und seinen Wahrnehmungsmöglichkeiten. „Die Beobachtung schafft den Gegenstand“, ergänzt sie. Insbesondere die soziale Herkunft und die Sozialisation der Richter*innen würden den richterlichen Entscheidungsprozess oft sehr stark beeinflussen.

Für Kilian dreht es sich im Strafprozess für Anwalt*innen darum, Fehler im Überzeugungsbildungsprozess ausfindig zu machen und Zweifel zu säen.

„Die strafrechtliche Praxis zeigt, dass unsere Hauptverhandlungen dominiert werden von einer im Ermittlungs- und

Zwischenverfahren gebildeten Überzeugung, die das Gericht zu bestätigen versucht“, kritisiert sie.

Aber auch Zeug*innen, nicht nur die Richter*innen, beeinflussen mit ihrer subjektiven Wahrnehmung stark den Prozess. „Der schlechteste Beweis ist der Zeugenbeweis“, sagt Höffler. Er sei extrem fehleranfällig, die Beobachtungsgabe unterscheide sich stark und trotzdem seien Zeug*innen oft sehr überzeugt davon, was sie sagen. „In einer Vorlesung in meiner Studienzeit kam einmal einer der Mitarbeiter des Professors, den wir nicht kannten, in den Saal und hat mit einer Art Schreckschusspistole einen lauten Knall abgegeben“, erzählt sie.

Der Professor habe sich hinter dem Pult versteckt, der Mitarbeiter sei geflohen. Dann sei der Professor wieder heraufgekommen und habe die Studierenden gefragt, welche Haarfarbe der Täter hatte. „Alle dachten etwas anderes, schwarz, braun, blond, waren davon aber überzeugt“, erzählt sie. „Dabei hatte er eine Mütze auf, wie der Professor auflöste.“

Auch schon hier sehe man die Unzuverlässigkeit des Zeug*innenbeweises. Es seien aber alle Formen des Beweises fehleranfällig, ergänzt Höffler, deswegen dürfe man keine vorläufigen Schlüsse ziehen und müsse alternative Sachverhaltskonstellationen sorgfältig abprüfen.

Leo Stein

Eine Nachricht in einer Chatgruppe: „Der Bruder eines Freundes von mir ist Arzt und der hat herausgefunden, dass täglich zwei Liter Öl trinken gegen ansteckende Krankheiten helfen soll.“ Oder ein Youtube-Video, in dem jemand mit angeblichen Beweisen erklärt, dass es die Mondlandung niemals gegeben hat. Ein Link in der Telegram-Gruppe, zu einer Studie der Uni Koblenz die herausgefunden hat, dass Impfungen schädlich sind.

Durch die Digitalisierung und den einfachen Zugang zum Internet werden wir täglich mit Nachrichten bombardiert. Das Konstrukt der Fake-News, also sachlich falscher Nachrichten, die in manipulativer Absicht verbreitet werden, steht hier wahren Nachrichten, von ausgebildeten Journalisten gut recherchierten Tatsachen, entgegen. Doch wodurch können wir erkennen, welche News wahr sind und welche man lieber nicht weiterzählen sollte? Hier sind ein paar Tipps, wie man Fake-News erkennen kann.

Nachschauen, was es schon dazu gibt

Ein vielleicht banaler Tipp, und man muss dazu nur ein wenig sein eigenes Hirn anschalten:



Die Verbreitung von Fake News geht heute schneller denn je. Foto: pixabay



An Fake News hat sich schon so mancher die Finger verbrannt. Foto: pixabay

schauen, was die Website noch so für Informationen verbreitet. Ist es eine Satiresite? Kann man den anderen Artikeln auf der Seite vertrauen? Wenn es kein richtiges Impressum gibt, ist es oft keine seriöse Quelle. Oder wenn es eine Postadresse gibt, einfach bei Google Maps den

Namen der Straße eingeben und schauen, ob sich hinter der Anschrift auch irgendetwas verbirgt. Einen guten Service bietet auch die Internetseite archive.org an. Dort kann man die URL der Seite eingeben und erfährt Informationen über die Web-

Fazit

Ein gesundes Maß an Misstrauen schadet nicht! Und das heißt nicht, dass man alles und jeden sofort in Frage stellen soll. Denn das führt nur dazu, dass wir das Vertrauen in andere Menschen verlieren. Aber kurz nachzudenken und zu überlegen, wie wahrscheinlich es ist, dass ein neuer Account ausgerechnet DIE News des Tages verbreitet, ist oft schon die halbe Miete. Es kommt häufig vor, dass selbst bekannte Medien oder seriöse Journalisten versehentlich unwahre Aussagen verbreiten, weil sie eben auf solche Fake-News reinfallen. Dir passiert das in Zukunft hoffentlich aber nicht mehr.

Hannes Ulrich



Ketamin

Ketamin ist ein Arzneimittel, das 1962 vom Chemiker Calvin L. Stevens im Rahmen eines Forschungsauftrages entdeckt wurde und das Narkosemittel Phencyclidin ersetzen sollte, da dieses starke Halluzinationen bei Patient*innen hervorrief.

Zwei Jahre später entdeckte Edward Felix Domino, Professor für klinische Pharmakologie, mittels eines Selbstversuches das psychedelische Potential von Ketamin, weshalb er ihm als Erster den Begriff „dissoziatives Anästhetikum“ zuwies.

Da Ketamin bei Überdosierung in einem halluzinationsartigen Rauschzustand resultieren kann, verbreitete sich das Arzneimittel ab Mitte der 1970er Jahre auch als Partydroge.

Ketamin findet heute neben der Tiermedizin auch in der Humanmedizin Anwendung. Es wird zur Einleitung und Aufrechterhaltung einer Narkose sowie bei schweren Asthmaanfällen aufgrund der bronchienerweiternden Wirkung genutzt.

Wegen möglicher delirioser Nebeneffekte wird es beim Menschen auch als schmerzlindernde Notfallmedizin eingesetzt.

Die Wirkzeit von Ketamin kann zwischen zehn Minuten und zwei Stunden variieren, je nachdem, ob es injiziert verabreicht oder nasal eingenommen wird.

Ketamin kann in Form von zwei Isomeren auftauchen: dem R- und dem S-Ketamin. Beide haben dieselbe Summenformel und Molekülmasse, aber ihre Strukturformeln verhalten sich zueinander wie Spiegelbilder. S-Ketamin gilt als wesentlich potenter.

2013 wies eine Studie nach, dass Ketamin durch seine aufhellende Stimulierung eine antidepressive Wirkung bei Menschen mit bipolarer Störung bewirken kann. Dafür wurden den Teilnehmenden alle zwei bis drei Tage niedrigschwellige Dosen in einem geeigneten medizinischen Umfeld verabreicht. Weitere Studien zeigten ebenfalls Erfolge bei Suizidgefährdeten und Menschen mit Zwangsstörung.

Magdalena Weingart

Gespräche unter Wasser

Die täglichen Unterhaltungen von Algen

Algen können miteinander kommunizieren. Das ist das Ergebnis der Meta-Studie „Algal volatiles“ von Patrick Fink. Der wissenschaftliche Mitarbeiter des Helmholtz-Zentrums fasst darin zusammen, was wir über die Kommunikation unter Wasser wissen. Algen haben zwar keinen Mund und keine Ohren, dennoch können sie mit ihren Artgenoss*innen kommunizieren. Nicht über Laute, sondern mithilfe flüchtiger biogener Substanzen, die ins Wasser abgegeben werden. Flüchtig bedeutet, dass die Stoffe klein genug sind, um sich im Wasser zu lösen, und biogen, dass sie natürlichen Ursprungs sind. Es handelt sich dabei um die älteste Form der Kommunikation – die chemische Signalstoffkommunikation.

Über was quatschen Algen unter Wasser? An dieser Stelle muss man sagen, dass Algen keine Kommunikationsintention haben. „Sie haben keine anderen Sinnesorgane, sie haben keine Augen, kein Gehirn, kein Nervensystem. Das ist ein reines Schlüssel-Schloss-Prinzip“, sagt Fink. Es handelt sich bei der Kommunikation also weniger um einen Austausch über die Wasserqualität, sondern eher um die Organisation wichtiger ökologischer Funktionen. Das wohl beeindruckendste Beispiel ist die Fortpflanzung der

Algen, die so geregelt wird. „Wenn man sich eine winzige Ei- oder Samenzelle eines Meerestangs in den Weiten des Ozeans vorstellt, ist die Chance, da den passenden Partner zu finden, natürlich sehr gering“, erklärt Fink. Deswegen geben die Eizellen der Algen be-



So still und doch so laut

Foto: Silas Baischauf / Unsplash

stimmte Signalstoffe ab, die die schwimmfähigen Samenzellen wahrnehmen, um dann dorthin zu schwimmen und sich fortzupflanzen. Das erhöhe den Fortpflanzungserfolg der Algen massiv, so Fink. Dieses Phänomen ist dabei nur eine der wichtigen Funktionen, die über die Kommunikation geregelt werden. Das Aussenden der chemischen Botenstoffe kann auch der Abwehr von Fressfeinden dienen. Ein Beispiel für effektive Schädlingsabwehr ist die Braunalge, die

sche.

Nicht nur die Algen, sondern auch die Menschen bemerken die Botenstoffe, da diese über Wasser als Geruch wahrgenommen werden können. Deswegen kommt es vor, dass unser Trinkwasser unangenehm riecht. Die Geruchsstoffe sind für uns harmlos, betont Fink. Es geht also keinerlei Gefahr von den Botenstoffen der Algen aus und das Trinkwasser ist trotz des unangenehmen Geruchs gesundheitlich unbedenklich. Eine Ausnahme sind Algen, die in der Lage

sind, Toxine zu produzieren. Dazu zählt zum Beispiel die Blaualge, die im Sommer zu Seenschließungen führt. Abgesehen von diesen speziellen Algen ist die Kommunikation von Algen nicht nur ungefährlich, sondern sogar hilfreich für den Menschen. Das Wissen über die Funktionsweise der chemischen Kommunikation könne für technologische Anwendungen nützlich sein, sagt Fink. „In der nachhaltigen Landwirtschaft versuchen wir, mit weniger Pestiziden zu arbeiten. Das ist vor allem in Schwellenländern ein Thema, weil sie selten Geld haben, sich teure Pestizide zu kaufen, um ihre Feldfrüchte zu schützen.“ Dabei könnte der Einsatz von bestimmten Botenstoffen die natürliche Lösung sein, um Fressfeinde, die diesen Geruch wahrnehmen, abzuschrecken. Dazu muss rings um das Feld eine Reihe einer anderen Pflanze angebaut werden, die einen abschreckenden Signalstoff enthält. Diese Lösung sei nicht nur billiger, sondern auch gesünder, da Pharmaka weniger häufig eingesetzt werden müssten. Des Weiteren könne mehr Wissen über die chemische Kommunikation zu effizienteren Umweltstrategien verhelfen, sagt Fink. „Denn wir können unsere Gewässer nur schützen, wenn wir sie verstehen.“

Luisa Holzkamp

Mehr als ein Versprechen

Über Liebe in den Rechtswissenschaften

Christian Berger, Professor für Bürgerliches Recht, Zivilprozessrecht und Urheberrecht an der Universität Leipzig, erklärt: „Recht hat nicht die Aufgabe, persönliche Beziehungen zu ordnen.“ Und trotzdem treffen Liebe und Recht immer wieder aufeinander. Menschen, die Menschen lieben, können sich im Ehegesetz wiederfinden. Menschen, die einen Gott lieben, wird Religionsfreiheit gewährt. Und Menschen handeln aus Liebe, das kann ein Diebstahl sein, aber auch die Wahl eines Berufes. Wird man Jurist*in aus Liebe?

Sie sei schon immer politisch aktiv gewesen, erzählt Alina, Jura-studierende im ersten Semester an der Universität Leipzig. Sie sei durch ein Praktikum bei einer Familienanwältin inspiriert worden, die FLINTA* hilft, die Opfer von geschlechtsspezifischer Gewalt oder schwierigen Eheverhältnissen sind. Liebe zur Gerechtigkeit spielt für sie eine große Rolle: „Liebe, Glaube und

Hoffnung darauf, dass man Ungerechtigkeit mithilfe des Rechtsstaats bekämpfen kann.“



Gesetzlich

Foto: Pixabay

Berger kennt die Liebe zur Gerechtigkeit als Motivation unter Studierenden. Im Berufsleben mache sich dann aber bemerkbar, wie flexibel Gerechtigkeit sein kann. Was für die einen gerecht ist, empfinden andere als ungerecht, und für Jurist*innen sei am Ende des Tages gerecht, was möglichst günstig für die Mandant*innen ist. „Gerechtigkeit ist ein Ideal, was man auch nicht aufgeben sollte, aber es bestimmt nicht den Alltag in der Praxis und auch nicht im Studium“, betont Berger.

Weniger flexibel als ein laufendes Gerichtsverfahren ist das

Grundgesetz: „Die Freiheit des Glaubens ist unverletzlich“, heißt es im Artikel 4. Und Glaube sei oftmals mit tiefer Liebe verbunden, sagt Berger. „Jemand, der religiös ist, liebt Gott.“ Das sei für die Religionsfreiheit aber zunächst irrelevant. Der Staat Sorge dafür, dass man den Glauben ausleben könne. „Die Entscheidung dazu muss jeder selbst treffen.“ Es wird von Jurist*innen durch Gesetze ein Rahmen geschaffen, in dem Menschen die Liebe zu ihrem Gott oder ihrem Glauben frei ausleben können. „Die Rechtsordnung in Deutschland geht vom einzelnen Menschen aus und nicht von Ideologien oder Staatszielen“, erklärt Berger. „Und da gehört auch das Thema Liebe hin.“

Im Standesamt verknüpft sich Liebe mit Gesetz, wenn durch eine Hochzeit eine Beziehung rechtlich wird. Dieser Tag ist in Deutschland kulturell mit großen Emotionen aufgeladen, ein Fest der Liebe zusammen mit Freund*innen und Familie. Aber diese Gefühle haben laut Berger nichts mit den rechtlichen Konsequenzen zu tun. „Die

Wirksamkeit einer Ehe hängt nicht von Liebe ab, nicht in ihrer Entstehung – die Heirat ist wirksam, auch ohne Liebe –, und man ist nicht automatisch geschieden, wenn man sich nicht mehr liebt, das setzt ein Scheidungsurteil voraus.“ Wer heiratet, entscheidet sich für ein Gesetzespaket mit rechtlichen Vorteilen und Pflichten. Und das Gesetz bestimmt, wer eine Ehe schließen kann und welches Lebensmodell sich daraus ergibt. Aus dem Mann-Frau-Modell der Ehe wurde 2017 mit der „Ehe für Alle“ ein Zweipersonen-Modell. Die Ampel-Regierung möchte in der laufenden Legislaturperiode eine weitere Änderung vornehmen und den Menschen die Möglichkeit geben, als Verantwortungsgemeinschaft zusammen zu leben und rechtlich abgesichert zu sein. So eine Gesetzeserweiterung ist die Arbeit von Jurist*innen, und ihre Wirkung könnte sich in den Liebesbeziehungen der ein oder anderen Partnerschaft wiederfinden.

Margarete Arendt

„Wir sperren nicht die Straßen, wir öffnen sie“

Was der Verein „Superblocks Leipzig“ mit dem Viertel um die Eisenbahnstraße vorhat

Nirgendwo in Leipzig leben die Menschen so dicht zusammen wie im Quartier um die Eisenbahnstraße. Der Verein „Superblocks Leipzig“ möchte die Aufenthaltsqualität im Viertel verbessern und die Straßen grüner und zugänglicher für alle machen. Carolin Wollmer und Anna Morawek sind Teil des Teams, das als Pilotprojekt „Post-Corona-Stadt“ im Rahmen der „Nationalen Stadtentwicklungspolitik“ vom Bundesbauministerium gefördert wird und eng mit der Stadt Leipzig kooperiert. *luhze*-Redakteur Maximilian Bär hat mit ihnen über den Leipziger Osten und Straßen ohne Autos gesprochen und darüber, wie nah sie ihrem Traum vom ersten Leipziger Superblock schon sind.

luhze: Was sind eigentlich Superblocks?

Wollmer: Superblocks Leipzig wurde inspiriert von einem Projekt in Barcelona, das genau so heißt: Superblocks. Es geht darum, verkehrsberuhigte Viertel zu gestalten. Dort ist jetzt ein wundervoller superbunter Raum entstanden. Die Kinder können wieder auf den Straßen spielen und Gewerbetreibende haben mehr Laufkundschaft. Es ist natürlich auch für das Stadtklima wunderschön und viel besser.

Morawek: Genau, die Superblocks aus Barcelona sind vor allem eine Inspiration. Aber der Begriff ist eben auch mega catchy. Wir versuchen jetzt, dieses Konzept auf den Leipziger Osten zu übertragen und zu schauen, wie Leipziger Superblocks aussehen könnten.

Woher wisst ihr, was für eine Art Superblock in diese Stadt passen könnte?

Morawek: Wir haben zur europäischen Mobilitätswoche im letzten September mal verschiedene Straßenabschnitte ausprobiert und für den Autoverkehr gesperrt. Eigentlich formulieren wir es aber immer andersherum: Wir sperren nicht die Straßen, sondern wir öffnen sie. Wir öffnen die Straßen für Menschen! *(beide lachen und strahlen sich an)*

Wollmer: Das hast du so schön gesagt!

Morawek: Bei unseren Aktionstagen haben wir mal einen Straßenabschnitt geöffnet, aber auch mal mehrere Straßen mit einer Diagonalsperre auf der Kreuzung verbunden, damit man keine Sackgassen schafft und die Autos immer noch abbiegen können. Innerhalb dieses Raumes haben wir dann für einen Tag ausprobiert, wie dieser ohne Autos genutzt werden



Der Aktionstag von Superblocks Leipzig 2022 in der Ludwigstraße
Foto: Christoph Müller

kann, und das war sehr schön! *(lacht)*

Es gibt also nicht den einen Superblock?

Morawek: Nein, es gibt nicht den einen Superblock, sondern unterschiedliche Superblock-Elemente, die wir hier im Projektgebiet getestet haben. Perfekt wäre es, wenn sich diese Elemente am Ende verbinden und eine grüne Achse durch den Stadtteil entsteht. Unser Ziel sind grüne und sichere Wege, auch für Kinder. Das ist ja hier sogar für Erwachsene ein Problem. Manchmal kommt man gar nicht über die Eisi drüber.

Was sagen die Menschen im Viertel zu der Idee?

Morawek: Wir haben bei den Aktionstagen die Menschen nach ihrem Mobilitätsverhalten gefragt, was ihre Probleme im Stadtteil und ihre Wünsche für den öffentlichen Raum sind. Das war super, um mit den Leuten mal ins Gespräch zu kommen und zu schauen, wie die Stimmung ist. Und da haben wir gemerkt, dass es super gut ankommt.

Wollmer: Es ist auch mal schön, zu erfahren, wie es ohne parkende Autos ist. Es geht ja nicht nur um den rollenden Verkehr, sondern auch um den vielen Platz, der entsteht, wenn Parkplätze nicht mehr für Autos genutzt werden. Auf diesen sogenannten Parklets kann man dann Hochbeete oder Spielflächen schaffen.

Morawek: Oder einfach Aufenthaltsmöglichkeiten und Sitzgelegenheiten.

Wollmer: Das war eine richtig schöne Erfahrung, als Eltern uns gesagt haben: „Wow, unsere Kinder sind das erste Mal auf der Straße unterwegs, ohne dass ich mir Sorgen mache. Die spielen hier und blühen richtig auf!“

Morawek: Selbst Leute, die erst noch kritisch waren, haben dann im Gespräch gemerkt, dass sie dann vielleicht hier vor dem Bauspielplatz doch nicht parken müssen.

Auf welche Bedürfnisse müsst ihr im Leipziger Osten eingehen?

Morawek: Hier leben super viele Kinder, oft auch in sehr kleinen Wohnungen, die den öffentlichen Raum brauchen. Corona hat diese ganze Situation auch nochmal zugespitzt, als die Schulen geschlossen waren und sich alles auf den sozialen öffentlichen Raum fokussiert hat. Aber auch ältere Menschen werden häufig vergessen.

Wollmer: Ich benutze gerne den Begriff „Inclusive Planning“. Geschichtlich gesehen wurden Städte einfach vom arbeitenden, weißen Mann geplant und etwa Frauen oft nicht mitgedacht. Zum Beispiel, dass man Gehwege breit genug macht für Kinderwagen und Wege so gestaltet, dass man sie nicht nur mit dem Auto erreichen kann.

Ihr wollt eine gerechtere Verteilung des Verkehrsraums?

Wollmer: Wir haben einen Projektslogan: „Straße für alle!“ Mich persönlich motiviert sehr die Frage: Warum hat ein Auto mehr Recht auf Platz auf der Straße als ein Mensch? Obwohl wir ganz klar sagen möchten, dass wir nicht generell für komplett autofreie Straßen sind.

Morawek: Ja, es geht nicht um Autofahrende gegen Leute ohne Auto. Wir wollen, dass alle sich im Stadtteil wohlfühlen. Aber es stimmt, was du gesagt hast. Es ist eine Ungerechtigkeit, weil ja gar nicht alle Menschen ein Auto haben, und trotzdem sind alle Parkplätze mit Autos belegt. Der Osten ist sogar der Stadtbezirk Leipzigs mit den wenigsten angemeldeten Autos pro Kopf. Hier haben also superviele Menschen gar kein Auto.

Wollmer: Dazu kommt extrem viel Durchgangsverkehr, der mit den Anwohnenden gar nichts zu tun hat. Aber uns geht es natürlich auch darum, die Alternativen zum Auto attraktiver zu machen. Es steht wirklich nicht im Fokus, dass irgendetwas wekommt. Es ist einfach eine Chance für etwas richtig Cooles und es wird schön!

Wenn in Barcelona Gewerbetreibende von weniger Autoverkehr profitieren haben, könnte es dann auch hier bald mehr Straßencafés geben?

Wollmer: Es lädt eben zum Flanieren ein und dadurch konsumieren Menschen natürlich auch mehr.

Morawek: *(lacht)* Wir wollen aber natürlich nicht nur den Konsum fördern. Der öffentliche Raum soll auch für Menschen geöffnet werden, die kein Geld im Café oder Restaurant ausgeben können oder wollen. Das ist auch das Coole an den Parklets. Jeder kann sich hinsetzen und seinen Tee in der Thermoskanne und sein Mittagessen mitbringen.

Wollmer: Aber nur weil diese Idee nicht kommerziell ist, müssen Gewerbetreibende keine Angst haben, dass es ihr Geschäft negativ beeinflusst, sondern eher im Gegenteil.

Warum habt ihr euch für das Quartier um die Eisenbahnstraße entschieden?

Morawek: Eine Motivation war, dass der Leipziger Osten oft negativ konnotiert wird.

Wollmer: Zum Beispiel durch die Waffenverbotszone.

Morawek: Genau, deswegen wäre es total schön, wenn der Stadtteil auch mit positiven Sachen verbunden wird und genau hier der erste Leipziger Superblock entsteht. Der Verein soll aber dazu inspirieren, dass überall in Leipzig nach und nach Superblocks entstehen. Dieses Projekt könnte da so ein bisschen die Blaupause sein.

Wie lief die Zusammenarbeit mit der Stadt Leipzig?

Morawek: Das Ganze ist ein ko-produktiver Prozess, an dem die Zivilgesellschaft aus dem Stadtteil, die Politik und die Wissenschaft beteiligt sind. Wir brauchen natürlich die Stadt Leipzig als Partnerin, sonst kann man im öffentlichen Raum nichts verändern. Deswegen haben wir einen Projektbeirat als Instrument des Austauschs. In dem sind Menschen aus den unter-



Anna Morawek (l.) und Carolin Wollmer (r.)

schiedlichen Ämtern der Stadt beteiligt. Dort klappt die Zusammenarbeit sehr gut, da die Stadt das Projekt unterstützt.

Und wie realistisch ist der erste Leipziger Superblock?

Morawek: Tatsächlich geht es gerade sehr gut voran. Nachdem wir letztes Jahr Aktionstage veranstaltet haben, wollen wir dieses Jahr eine längerfristige temporäre Aktion machen. Da für eine solche Aktion die Straßenverkehrsordnung beachtet werden muss, hat die Stadt Leipzig gleichzeitig auch schon ein dauerhaftes verkehrsplanerisches Konzept ausgeschrieben. Dafür wird jetzt ein Planungsbüro gesucht. Und wenn dann das Konzept da ist, werden vielleicht schon bald die ersten dauerhaften Superblock-Elemente umgesetzt. Wir haben natürlich unsere Erfahrungen an die Stadt weitergegeben. Unsere Empfehlungen für gut geeignete Straßen sind dann auch in die Ausschreibung mit eingeflossen. Und jetzt wird geprüft.

Wo sollen die neuen Superblock-Elemente entstehen?

Morawek: Das Betrachtungsgebiet in der Ausschreibung ist größer gefasst, aber das Gebiet, in dem dann wirklich geplant wird, ist genau unser Projektgebiet: Das sind die Nebenstraßen auf beiden Seiten der Eisenbahnstraße zwischen Torgauer Platz und Friedrich-List-Platz, also in Volkmarisdorf und Neustadt-Neuschönefeld.

Also könnte es schon dieses Jahr die ersten dauerhaften Superblock-Elemente geben?

Morawek: Im Sommer wird das Konzept vorliegen, das muss dann aber erstmal noch durch den Stadtrat. Unsere Traumvorstellung wäre natürlich, dass noch dieses Jahr der erste Superblock eröffnet wird.

Wollmer: Und vom 9. bis zum 12. Mai bei der „Velocity“ haben wir auch noch mal die Chance, uns zu zeigen und Straßen zu sperren.

Morawek: *(lacht)* Zu öffnen!



F luchend raufe ich mir die Haare. Es ist Montag. „Samstagnacht steckt mir echt noch in den Knochen“, stöhne ich. Neben mir sitzt Hannah. Sie macht gerade ein Praktikum beim Uniradio, genauso wie ich. Verständnisvoll guckt sie mich an. „Geht mir auch so“, sagt sie. Ich setze mich gerade hin, um nicht mit meinem Kinn in der Tomatensoße zu landen. „Wieso das, warst du auch feiern?“, frage ich sie. Sie erklärt mir daraufhin, dass der Grund für ihre Müdigkeit keineswegs wildes Stampfen in einem dunklen Keller sei. Sie habe die Nacht in ihrem Bett verbracht, keinen Fuß vor die Tür gesetzt. Woher also die Erschöpfung? „Ich habe einfach ganz schön bewusst geträumt die letzte Nacht. Das hat geschlaucht“.

In Hannahs Familie ist es – laut ihr – bei fast allen so, dass sie sich ab und an nachts bewusst sind, dass sie träumen, und so unterbewusst ein bisschen mitentscheiden, was als Nächstes passiert. Einigen wird dieses Phänomen wahrscheinlich als „luzides Träumen“ bekannt sein. Wir quatschen darüber, wie viele Menschen aktiv darauf hinarbeiten, ihre eigenen Traumgeschichten schreiben zu können. Dafür zählen sie zum Beispiel mehrmals täglich ihre Finger, um dann später nachts beim Träumen dasselbe zu tun und sich bei einer Hand mit sechs Fingern bewusst zu werden, dass sie gerade im Traumland unterwegs sind.

Für Hannah ist es aber eher anstrengend. Sie wünscht sich eigentlich nur eine entspannte Tiefschlafphase. „Mein Hirn verarbeitet nachts anscheinend super viel. Ich kann mich auch immer noch lange an meine Träume erinnern.“ Ich finde das alles, was sie erzählt, eigentlich ziemlich cool und erwische mich dabei, wie ich mir wünsche, dass es bei mir ähnlich ist. Ich kann mich nie an irgendwas erinnern und träume meistens ziemlichen Müll. Eine Kuhherde mit Fischköpfen, die mit Bambus bewaffnet eine Schokoladenfabrik angreift. Weiß ich jetzt nicht, was das bedeuten soll. Hannah dagegen scheint sich im Schlaf einiger Dinge bewusst zu werden. Wenn das aber dazu führt, dass sie sich ähnlich fühlt wie ich nach einer durchzechten Nacht im Club, ist es vielleicht eher kontraproduktiv. Stattdessen könnte sie mir wohl erzählen, was sie vor zwei Jahren in einer warmen Sommernacht geträumt hat. Dafür ist aber keine Zeit mehr. Unsere Mittagspause ist vorbei. Langsam sammeln wir alles zusammen und schlurfen zurück in die Redaktion. Gute Nacht.

Annika Franz

Studentisches Savoir-vivre

Leipzigs ehrenamtliche Studierendenclubs

Clubhopping durch's studentische Nachtleben, ohne tief in die Tasche greifen zu müssen? Geht! An jedem Wochentag erwachen in Leipzig ehrenamtliche Clubs. Getreu dem Motto: von Studierenden für Studierende. Was macht diese Orte im Herzen von Leipzigs Studentenkultur so besonders? Nicht ganz einfach! – weniger Dancefloor und die geringeren Eintrittskosten vielleicht? Denn selbst für den ärmsten Schlucker unter den Studierenden sind die Getränke erschwinglich: ein halber Liter Bier für nur zwei Euro in gemütlicher Atmosphäre ist einfach unschlagbar. Die Lokalitäten? – kneipig, mauschelig, intim? Jedenfalls gibt es eine ganz eigene Stimmung, die wir Euch versuchen möchten, zu schildern.

Z unächst spart man sich in der Regel die Frage „Und... studierst du auch?“ und versinkt stattdessen in einem heimeligen Strudel. Wer Mitglied ist und mitarbeitet, darf vergünstigt, manchmal auch gratis, trinken. Ich habe sogar erlebt, dass man persönlich begrüßt wird, obwohl man keine*n kennt – wie nett!

Man muss wissen, dass einige der Clubs eng mit den Fakultäten und Studiengängen der Universität Leipzig und Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur verbunden sind. Dazu gehören der berüchtigt-berühmte und derzeit geschlossene TV-Club und die Schwemme, die mit der Veterinärmedizin verbunden sind, oder die Destille, die sich an die Chemie-, Physik- und Biologiefakultäten koppelt.

Der ehrenamtlich geführte Dachverband ist der „Runde Tisch Leipzigs unabhängiger Studentenclubs“ (kurz: Rutilust). Zum Verband gehören das C4, die Destille, Oase, Moritzbastei, Schwemme, der Stuk, Stecker und der TV-Club. Da nicht alle derzeit aktiv sind, stellen wir euch heute diejenigen Orte feuchtfröhlicher Kultur in Reinform vor, die ihr für das kommende arbeitsreiche Semester braucht. Es ist eine Reise in den Kern des Studierendenlebens.

Das C4



Foto: C4

Auf ein Bier im C4? Die in zweieinhalb Räumen mit Sofas, Dartscheibe, Holztischen und einer Bar ausgestattete Lokalität findet ihr am Studierendenwohnheim in Lößnig. Das C4 heißt (vermutlich) nicht wegen des Sprengstoffs so, sondern steht für „Café vierte Etage“ und war bei seiner Gründung mit dem Bauingenieurwesen verbunden. Daran erinnert eine Reihe von aufgehängten Spachteln mit den eingravierten Namen der Ehrenmitglieder. Heute liegt das Lokal in einem Kellerraum und gehört keiner

Fakultät an. Bei meinem dritten Besuch eröffnete das C4 nach einwöchigen Umbauarbeiten neu. Die Clubmitglieder werkeln gemeinsam an neuen Regalen und renovieren die Einrichtung. Über die Boxen läuft alles bunt gemischt: Wer Bardienst hat, ist auch für die Musik zuständig. Das schafft nicht nur Abwechslung, man erfährt zugleich etwas Persönliches über den*die Barkeeper*in. Ein alljährliches Highlight? Das Bierfassrollen! Mitmachen kann jede*r. Das C4 organisiert gemeinsam mit den anderen Studierendenclubs einen Parkours rund um das Wohnheim. Den Rest verrät der Titel: In Dreier-Teams muss so schnell wie möglich ein volles Bierfass die Strecke entlang gerollt werden, vorbei an einer Reihe von Mini-Spielen, Schnäpsen und sehr sehr viel Bier. Es findet dieses Jahr am 17. Mai statt, wird mir freudig von Studierenden an der Bar erzählt. Über den Trinkspruch dagegen, der sich auf die primitivsten körperlichen Bedürfnisse des cis Mannes beschränkt, kann man sich nur wundern.

Die Schwemme



Foto: Schwemme

Die Schwemme liegt im Hinterhof eines Studierendenwohnheims nahe den Tierkliniken, denn es handelt sich um einen Club der Veterinärmedizin. Aber man stelle sich keinen exklusiven Ort für angehende Mediziner*innen vor. Es ist ein äußerst kleiner, gemütlicher und augenscheinlich sauberer Laden, ausgestattet mit Tischen, Sofas, einem Kicker und Pokertisch. Die Bar ist offen und freundlich. Dass man es mit Veterinärmedizin zu tun hat, merkt man an der Einrichtung: An den Wänden sieht man die Abschlussfotos vergangener Jahrgänge. Daneben der ein oder andere Tierschädel. Auch eine Wandbemalung zeigt Schädel und das Fakultätsgebäude im Hintergrund. Doch auch hier

beschränkt man sich zumindest teilweise auf Körperlichkeiten, wie ein Kalender mit nackten Frauenkörpern zeigt.

Da erklänge eine Glocke, wie bei einem Boxkampf. Das heißt, eine Runde Kurze für alle. Irgendeine*r übernimmt die Runde und man darf sich einreihen. Während alle ihren Shot erwarten, grölen sie den sexistischen clubinternen Trinkspruch. Da passe ich heute lieber, bleibe sitzen und schmunzle.

Der Stuk



Foto: Stuk

Den Studierendenkeller Stuk, der seit 1997 existiert, findet ihr in der Nähe des Bayerischen Bahnhofs in Leipzig Zentrum-Ost. Die Location unterscheidet sich durch ihre Größe von den anderen. Für jede*n Partyveranstalter*in ist der Stuk ein Traum: Bar- und Eingangsbereich, die auch als Tanzbereich dienen können, sind außergewöhnlich elegant und breit aufgestellt. Ein Foto hinter der Bar zeigt einen Clubausflug. Dazu bieten die Gänge des Hinterzimmers einige gute Möglichkeiten zum privaten Talk oder zum Rumknutschen. Eine Treppe hinter nach einem langen Flur mit bemalten Wänden führt zu einem Dancefloor, wo dienstags Disco stattfindet. Nicht nur im Stuk gibt es eigene Awareness-Teams, die sich präventiv und kurativ gegen sexualisierte Gewalt und Diskriminierung einsetzen. Darauf weisen beispielsweise Aushänge in den Toiletten hin.

Da zum Team nicht nur Studierende gehören, gibt es auch einen Unterschied im Publikum: Heute am St. Patrick's Day (für den ich nur einen Euro Eintritt zahle) sehe ich die verschiedensten Kleidungsstile und Altersgruppen, zum Beispiel schwarzgekleidete Metaller und sogar Senior*innen. Neben der Bar finden im Stuk und den anderen Clubs öfter Events wie dieses statt. Der Trinkspruch des Stuks lautet: „Ruck Zuck – Schluck Stuk“.

Die Destille



Foto: Destille

Nahe den Chemie- und Physikfakultäten, ebenfalls im Stadtteil Leipzig Zentrum Ost, befindet sich die Destille, ein gemütliches Etablissement mit heimeliger Kneipenatmosphäre. Über die Boxen läuft alternative Hardrock-Musik. In den Semesterferien ist es gut besucht, es wird laut miteinander geredet, während man Karten spielt. Die Wände zieren Plakate, die freiliegenden Lüftungsrohre geben einem*einer einen Kellervibe. Dazu gehören auch die Herzstücke: eine gewaltige Sofaecke, die voll besetzt ist, sowie die Bar, hinter der ein Destillationsystem aufgebaut ist. Auf der gegenüberliegenden Seite hängt, wie mir später erzählt wird, der aktuelle Erotikkalender der Physikfakultät. Hier war man wirklich offen, nirgends war man so freundlich mit mir, auch wenn es etwas eng und sehr laut war.

In der Destille enthüllt sich ein weiteres Geheimnis der Clubkultur, nämlich die Verbindung der Clubs mit anderen Verbänden wie zum Beispiel den Elferräten (eine Art Faschingsvereine). Dazu erfahre ich, dass einige von den hier Sitzenden sich aus Arbeitsgruppen des Studiums zusammensetzen. Außerdem bieten die Vereine eine gute Gelegenheit für die Studierenden unterschiedlicher Jahrgänge, sich miteinander auszutauschen.

Besonders für die nahe anliegenden Wohnheimbewohner*innen sind diese Clubs ein Muss und auch weitgehend inklusiv, so denn man dem Alkohol nicht abgeneigt ist. Dieser angeblichen Inklusion entgegen wirken aber die teilweise sehr sexistischen Trinksprüche im C4 und in der Schwemme. Wer sich dennoch für einen Verbleib entscheidet, kann sich eine*n Freund*in schnappen, auf die Leute zugehen und das Gespräch suchen.

Jonas Pohler

Untersuchungen, die Leben retten

Wie wir Brustkrebserkrankungen erkennen und bekämpfen können

Popsängerin Olivia Newton-John, Schauspielerin Cynthia Nixon, Politikerin Manuela Schwesig: Diese Prominenten sind nur drei von Millionen. Etwa jede achte Frau* erkrankt im Laufe ihres Lebens an Brustkrebs. Männer sind deutlich seltener betroffen, weswegen die Krankheit, obwohl sie Menschen jedes Geschlechts treffen kann, häufiger als „Frauenkrankheit“ betrachtet wird.

Vorsorge hilft

Brustkrebs ist die häufigste Krebserkrankung bei Frauen*, und über 18.000 Patient*innen sterben jedes Jahr an ihren Folgen. Dabei gibt es eine Möglichkeit, das Risiko einer schweren Erkrankung deutlich einzudämmen: die Vorsorge. „Wir haben momentan noch keinen Ansatz, wie wir die Krankheit verhindern können“, erklärt Ute Bayer. Sie ist Fachärztin für Radiolo-

gie und programmverantwortliche Ärztin im Mammographie-Screeningprogramm der Region Leipzig. Dieses Programm bietet seit 2007 Frauen* zwischen 50 und 69 Jahren in Leipzig und den umliegenden Landkreisen kostenlose Brustkrebsfrüherkennung an. Die funktioniert in erster Linie über eine Röntgenuntersuchung. So soll ermittelt werden, ob sich in der Brust Tumore gebildet haben und ob diese gut- oder bösartig sind.

Durch die Früherkennung gebe es eine Methode, den Krebs rechtzeitig zu erkennen und einen schweren – möglicherweise tödlich endenden – Verlauf zu verhindern. Wie viele Leben das Programm genau rettet, konnte bisher nicht ermittelt werden. Erste Beobachtungsstudien haben laut Radiologin Bayer aber ergeben, dass das Sterberisiko je nach Altersgruppe um 20 bis 29 Prozent gesenkt werden konnte. Konkretere Auswer-

tungen sollen in den nächsten Jahren folgen.

„Blindes Vertrauen“

Neben den Röntgenaufnahmen, die das Mammographie-Screeningprogramm anwendet, gibt es insbesondere eine weitere Methode zur Brustkrebsvorsorge: das Abtasten, das vor allem in gynäkologischen Praxen Anwendung findet. Für die sogenannte Taktilographie werden Menschen speziell geschult, um Brustkrebs am Körper der Patient*innen ertasten zu können – eine Methode, die für diese auch mit Scham behaftet sein kann, denn sich von Fremden anfassen zu lassen, ist oft nicht leicht.

Daher hat das Programm „Discovering Hands“ eine Möglichkeit gefunden, das Abtasten gleichzeitig angenehmer und zuverlässiger zu gestalten: Dafür werden blinde und sehbehinderte Frauen* zum Abtasten ausgebildet. Diese verfügen durch ihre Sehschädigung häufig über

einen besonders stark ausgeprägten Tastsinn. Außerdem kann laut „Discovering Hands“ Scham auf Seiten der Patient*innen reduziert werden, wenn diese wissen, dass die Person, die sie abtastet, sie nicht sieht. „Blindes Vertrauen“ nennt „Discovering Hands“ das. Das Programm wird deutschlandweit angewendet. In Leipzig benutzt man es laut Information von „Discovering Hands“ zum Beispiel im Klinikum St. Georg.

Bei der Brustkrebsfrüherkennung helfen kann auch die Selbstuntersuchung, wenngleich diese eine ärztliche Untersuchung nicht ersetzt. Dafür sollte die Brust bei guten Lichtverhältnissen und in ruhiger Atmosphäre unter Ausübung eines leichten Drucks systematisch abgetastet werden. Symptome, auf die man dabei achten sollte, sind Knoten in der Brust, Veränderungen der Brustwarzen, Hautauffälligkeiten und Schwellungen in der Achselhöhle.

Ein gebrochenes Tabu?

Für junge Menschen ist eine regelmäßige bildgebende Brustkrebsvorsorge laut Bayer nicht unbedingt notwendig, solange die Krankheit nicht gehäuft in der nahen Verwandtschaft auftritt. Dennoch sei es wichtig, schon in jüngeren Generationen auf das Thema aufmerksam zu machen. Die Teilnahmebereitschaft am Screeningprogramm sei in den letzten Jahren zurückgegangen, obwohl die Zahlen belegen, dass es eine effektive Methode zur Brustkrebsfrüherkennung sei.

Dennoch sei die Krankheit aber schon viel mehr ins Bewusstsein der Menschen gerückt, auch durch den offenen Umgang prominenter Frauen*. „Das hat dafür gesorgt, dass das Tabu gebrochen wurde“, findet Bayer. Gerade in Bezug auf den Ablauf und die Notwendigkeit von Früherkennungsmethoden wie dem Screeningprogramm müsse aber noch mehr Bewusstsein geschaffen werden.

Isabella Klose

Kein Geld für den Kinobesuch

Kulturleben Leipzig ermöglicht kostenfreien Besuch von Kulturveranstaltungen

Schon wieder läuft ein interessanter Film im Kino und schon wieder fehlt das Geld dafür. Insbesondere für Studierende kann das eine traurige Realität sein.

Leipzig hat eine Lösung gefunden: Die 2012 gegründete Initiative „Kulturleben Leipzig und Region“ ermöglicht bestimmten Bürger*innen, kostenfrei an Kultur- und Sportveranstaltungen teilzunehmen. Alles, was dafür benötigt wird, ist der Leipzig-Pass, der Menschen mit geringem Einkommen unterschiedliche Kostenvergünstigungen verschafft. Alternativ dazu kann auch ein vergleichbarer Nachweis wie beispielsweise ein Wohngeldbescheid vorgewiesen werden.

Da auch die meisten Studierenden ein geringes Einkommen haben, können auch diese den Pass in Bürger*innenbüros und Sozialämtern beantragen. Sobald er bei Kulturleben vorgelegt und ein kleines Anmeldeformular ausgefüllt wurde, kann aus verschiedenen Themenbereichen gewählt werden, für die man sich interessiert. Darunter befinden sich beispielsweise „Theater“, „Kurse und Workshops“ oder auch „Kinderangebote“. Schöne Erlebnisse werden oftmals noch besser mit einer weiteren Per-



Das Team von Kulturleben Leipzig

Foto: Kulturleben

son, weshalb Kulturleben auch immer zwei Tickets zusammen ausgibt. Nur eine*r muss Gäst*in, so werden die Angebotssuchenden dort genannt, sein und kann sich mitnehmen, wen er*sie möchte.

Partner*innen von Kulturleben sind zum Beispiel das soziokulturelle Zentrum „Die Nato“, das Neue Schauspiel Leipzig oder BSG Chemie Leipzig. Diese spendieren je nach Verfügbarkeit unverkaufte Tic-

kets zu ihren verschiedenen Veranstaltungen. Das rangiert in der Regel von zwei bis 20 Tickets pro Event, erzählt Barbara Häntzschel, eine Mitarbeiterin bei Kulturleben. Alle dort arbeiten ehrenamtlich, weshalb sich die Initiative durch Spenden finanziert.

Sobald sich also jemand als Gäst*in angemeldet hat, läuft die Förderung für ein Jahr, bevor man erneut eine Bedürftigkeit nachweisen muss. In der Regel

wird man innerhalb der nächsten vier Wochen mit einem Angebot für eine individuell ausgesuchte Veranstaltung telefonisch kontaktiert. Dass niemand täglich neue Angebote bekommt und andere gar keine, sichert das Datenverarbeitungssystem.

Sofern der*die Gäst*in zusagt, werden die Tickets bei der jeweiligen Veranstaltung unter dem angegebenen Namen hinterlegt, ohne dass irgendwelche Kosten für sie*ihn entstehen. „Die

Nachfrage für Sportveranstaltungen ist bei den Jüngeren am höchsten und bei den Älteren ist es das Theater“, erzählt Häntzschel. Die Vermittlungsquote liege bei rund 80 bis 90 Prozent, was bedeutet, dass wirklich nur ein minimaler Anteil der Tickets nicht genutzt wird. Auch Privatpersonen können Tickets an Kulturleben spenden, falls sie selbst nicht mehr hingehen und sie auch nicht anderweitig loswerden können oder wollen. So soll jede Möglichkeit genutzt werden, die Tickets nicht auslaufen zu lassen und Menschen mit wenig Geld den Besuch von Kulturveranstaltungen zu ermöglichen. „Bei den Anrufen freuen sich die Gäste immer sehr und sagen in der Regel auch sofort zu“, beschreibt Häntzschel weiterhin. Momentan gebe es viele Tickets vom Gewandhaus und auch für Handballspiele würden viele Karten zur Verfügung gestellt. Kulturleben lege außerdem Wert darauf, dass auch Familien gemeinsam Kulturangebote nutzen können, weshalb versucht werde, genügend Angebote für Kinder zu vermitteln. „Viele wissen gar nicht von unserem Angebot. Ich kann mir vorstellen, dass besonders Studierende es in Anspruch nehmen wollen würden.“

Leen Neumann

KOLUMNE



Schnauze halten

Niemand kann gerade hören, wie ich klinge. Wie ich diesen Satz aussprechen würde. Oder den nächsten. Oben ist ein Foto von mir. Aber wie klingt die Stimme dazu? Entspannterweise wird das hier keine*r erfahren. Hinter geschriebenen Worten lässt es sich leicht verstecken, und ich schreibe viel und gerne. Seit geraumer Zeit beherrsche ich auch die Zehnfinger-Tipp-Strategie. Klack, klack, klack, rattattattatt. So klingt die Tastatur. Und auch meine Stimme, wenn sie morgens erst mal in Gang kommen muss. Wie ein altes Moped, das nicht richtig anspringen will. Viele Räusperer und ein paar Tassen Tee später sieht das Ganze immer noch nicht besser aus.

Was für viele wahrscheinlich oft der Fall nach ewig langen Abenden in der Bar oder im Club ist, ist für mich Alltag. Meine Stimme möchte nicht so, wie ich das will. Und ich bin ganz schön oft mit ihr im Clinch. Sie ist wie ein kleiner Sparringpartner, gegen den ich immer wieder ankämpfen muss. Allerdings ist sie schnell erschöpft und kämpft irgendwann gar nicht mehr. Dabei habe ich doch so viel zu sagen. Wahrscheinlich könnte ich mir einiges davon auch oft sparen. Aber das will ich gar nicht. Ich möchte es mit lauter, klarer Stimme aussprechen können. Mit einer, die zu den Leuten durchdringt. Aber mein kleiner Freund liegt ausgeknockt in der Ecke und rührt sich nicht. Deswegen klinge ich oft wie eine Mischung aus Rod Stewart und Louis Armstrong. In manchen Situationen vielleicht leicht sexy, aber eigentlich nur nervig.

Am Tag denkt mindestens eine*r, dass ich gerade mitten in einer schweren Erkältung stecke. Ständig klinge ich wie ein Teenager im Stimmbruch, dessen Sätze von Kieksem durchzogen sind. Ich kann mich nicht auf meinen angeschlagenen Buddy verlassen. Dabei will ich doch eigentlich noch mein ganzes Leben mit meiner Stimme verbringen. Und mich nicht nur in kryptisch getippten Nachrichten ausdrücken. Chronische Heiserkeit. Kein Heilmittel. Nur Schnauze halten. Und schreiben. Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihre*n Arzt*in oder Apotheker*in.

Annika Franz

Kommentar zu Seite 4

Gemeinsam sind wir stark

Nur zusammen können die Generationen den Klimawandel bekämpfen

Wenn ich mit „alten Leuten“ (damit meine ich die Generation ab dem Rentenalter; zu der unter anderem mein Vater gehört) über den Klimawandel zu sprechen versuche, stoße ich immer auf Unverständnis. Meine Familie leugnet den Klimawandel nicht. Aber so richtig ernst nimmt sie ihn auch nicht – zumindest die ältere Generation. Eine fleischlose Ernährung? Ach was, wir essen doch seit Jahrzehnten jeden Tag Fleisch. Auf ein Elektroauto umsteigen? Aber wir fahren doch schon unser ganzes Leben lang Autos mit Verbrennungsmotor. Mülltrennung? Darum haben wir uns noch nie gekümmert. Als wäre nicht genau das das Problem. Wenn Gewohnheiten sich festfahren, nicht nur für ein paar Wochen, sondern für ein ganzes Leben, dann kann es schier unmöglich erscheinen, sie

wieder loszuwerden. Irgendwann hat man die eigene Routine so liebgewonnen, dass man sich nicht mehr von ihr trennen möchte. Ich halte das nicht einmal für völlig unverständlich, denn sich Gewohnheiten abzugewöhnen, kostet Kraft.

Gleichzeitig ist die Behauptung, alte Leute würden sich nicht für den Klimaschutz engagieren, natürlich völlig falsch. Es ist ein Vorurteil, und Vorurteile sind immer schlecht. Sie sind der Ursprung der Diskriminierung. Dass es auch in der älteren Generation ein Bewusstsein für den Klimaschutz gibt, beweisen die „Omas for Future“. Durch ihre Arbeit tragen sie nicht nur einiges zum Kampf gegen den menschengemachten Klimawandel bei und engagieren sich dadurch weniger für ihre eigene, als vielmehr für die Zukunft anderer Menschen – sie sorgen

auch für Sichtbarkeit ihrer Generation in einem gesellschaftlichen Prozess, aus dem sich wahrscheinlich keine Bevölkerungsgruppe mehr herausziehen kann. Selbst Kinder gehen für den Klimaschutz auf die Straße. Warum nicht auch ihre Großeltern? Und es muss ja gar nicht immer offener Aktivismus sein. Manchmal reicht es schon, wenigstens ein paarmal in der Woche auf Fleisch zu verzichten, beim nächsten Autokauf vielleicht doch ein CO₂-neutrales Fahrzeug zu wählen und Plastikmüll ordnungsgemäß zu entsorgen.

Nicht jede*r ist dafür gemacht, sich auf eine Straße zu stellen. Oder zu kleben. Das klingt vielleicht kitschig, aber ich glaube, nur wenn wir alle zusammenarbeiten, können wir etwas bewirken. Das schließt Menschen im Rentenalter nicht aus. Und dazu

gehört auch, dass wir uns von Vorurteilen befreien und die anderen so akzeptieren, wie sie sind. Das gilt für beide Parteien: Genauso, wie meine betagten Verwandten endlich die Augen öffnen und verstehen sollten, dass das Engagement der „jungen Leute“ nicht nur Hetze, Panikmache oder ein Ausdruck einer noch nicht ganz überwundenen Pubertät ist (ja, alles schon gehört), genauso sollten wir auch Verständnis dafür aufbringen, dass es nach siebzig Lebensjahren nicht so einfach ist, das eigene Leben umzustellen, wie nach zwanzig. Wir können und müssen uns gegenseitig bei unserem Kampf gegen den Klimawandel unterstützen. Denn von Diskriminierung, Vorverurteilungen und Feindseligkeiten wird es unserer Erde sicher nicht besser gehen.

Isabella Klöse



Unterschätzter Gegner (Karikatur zu Seite 5)



Verpasste Chancen (Karikatur zu Seite 6)

Kommentar zu Seite 9

Im Namen des deutschen Volkes

Richter*innen in Deutschland haben ein Repräsentationsproblem

Auch die Rechtsprechung ist ein mitunter subjektives Gewerbe, bei dem Herkunft und Sozialisation eine Rolle spielen, sagt Strafrecht-Fachanwältin und Uni-Dozentin Ines Kilian. Heißt konkret: Auch Richter*innen hängen ihre Lebensrealitäten nicht vor jedem Betreten eines Gerichtssaals an den Nagel, um sie dort später wieder abzuholen – so objektiv sie auch gerne wären.

Trotzdem sollten Verfahren fair ablaufen können und es sollte für alle eine gewisse Rechtssicherheit gewährleistet sein – unabdingbar für einen Rechtsstaat. Wenn schon nicht in erster, dann zumindest in zweiter oder dritter Instanz oder vor dem Verfassungsgericht. Umso wichtiger also, dass die Richter*innenlandschaft in Deutschland die Zu-

sammensetzung der Gesellschaft, über die sie Recht spricht, widerspiegelt. Davon ist sie allerdings, milde gesagt, ziemlich weit entfernt.

Das „Im Namen des deutschen Volkes“, das jede Urteilsprechung einleitet, ist bislang nämlich wenig mehr als eine leere Hülle. Ein prominentes Beispiel: Laut Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend hatten Frauen* 2021 nur etwa ein Drittel der Führungspositionen in der Justiz inne, durchschnittlich 29 Prozent auf Länder- und 35 Prozent auf Bundesebene. Das ist bei einem Blick auf die Führungspositionen anderer Berufsgruppen zwar nichts Neues, lässt an Gleichberechtigung aber zu wünschen übrig, wenn Frauen* laut Statistischem Bundesamt 51 Prozent der Be-

völkerung in Deutschland ausmachen (2021).

Zu weiteren Hintergründen der deutschen Justiz gibt es kaum Statistiken. Es lässt sich aber mit Sicherheit sagen: Berufsrichter*innen und Staatsanwält*innen müssen studiert haben. Damit gehören sie zu der Gruppe an Menschen, die laut Deutschem Studierendenwerk in der Hälfte der Fälle Eltern haben, die selbst Akademiker*innen sind (2016). Zum Vergleich: Die Akademiker*innenquote in ganz Deutschland betrug 2019 laut Statistischem Bundesamt nur 19 Prozent. Einer Schätzung des Deutschen Richterbundes zufolge haben außerdem lediglich acht bis neun Prozent der Richter*innen einen sogenannten Migrationshintergrund. Das widerspricht der Realität innerhalb der Bevölkerung: 2021 hatten diesen laut

Statistischem Bundesamt nämlich 27 Prozent der Menschen in Deutschland.

Repräsentation sieht definitiv anders aus. Um dem allerdings auszuweichen und das Ganze lebensnäher zu gestalten, gibt es in Deutschland die Schöff*innen, ehrenamtliche Richter*innen, die von einer Gemeinde für vier Jahre gewählt werden. Sie unterstützen die Hauptamtlichen, dürfen im Prozess Fragen stellen und haben gleiches Stimmrecht. In Deutschland sind Schöff*innen aber Mangelware. Das wird etwa von Rechtsextremen dafür genutzt, in den eigenen Kreisen zu mobilisieren – eine große Gefahr und Enttäuschung für alle, die den antifaschistischen Gründungsmythos des Grundgesetzes ernst genommen haben.

Sarah El Sheimy

5 April
Mittwoch

Film und Gespräch

In der Gesprächsrunde geht es um Drogen und Suchterfahrungen und deren Stigmatisierung. Nach dem Gespräch wird der dazu passende Film „Train-spotting“ gezeigt.

| Ort: Luru Kino | Zeit: 19 bis 22:15 Uhr | Eintritt: frei

6 April
Donnerstag

Comiclesung

Max Baitinger liest aus seinem Comic zu Sibylla Schwarz' Biografie. Die Künstlerin lebte während des Dreißigjährigen Krieges und wurde nur 17 Jahre alt. Sie war eine der bekanntesten Dichterinnen im Barock, geriet aber in Vergessenheit und kämpfte mit der Unvereinbarkeit der Frauenrolle und des Künstler*innenlebens. Baitinger versucht, die Lücken in der Biografie zu füllen.

| Ort: Moritzbastei | Zeit: Einlass 19:30 Uhr, Beginn 20 | Eintritt: VVK 5, AK 6 Euro

14 April
Freitag

Workshop

Denise und Charlie finden in diesem Selbstverteidigungskurs für Queere, LGBTQIA+-Personen und Allies mit euch heraus, wozu euer Körper fähig ist und wie ihr euch und andere effektiv schützen könnt. Es geht nicht nur um Techniken, sondern auch die Körpersprache. Eine Anmeldung bis zum 10. April ist erforderlich.

| Ort: Frauenkulturhaus | Zeit: 16:30 bis 18:30 Uhr | Eintritt: Spende, 20 bis 30 Euro

Konzert

Emily Aldridge ist Singer-Songwriterin, Instrumentalistin und als Frontfrau der Progressive-Metal-Band „Sacrifice to Survive“ bekannt. Sie ist ganz frisch aus Nordamerika nach Leipzig gezogen und spielt nun düsteren, dunklen Folk mit keltischen Klängen.

| Ort: Mühlstraße 14 | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: frei, Spende erbeten

Tipp des Monats

Leipziger Buchmesse

Viel muss man dazu wohl nicht sagen. Dich erwarten Aussteller*innen aus über 40 Ländern.

Messegelände

27. bis 30. April, 10 bis 18 Uhr

16, 50 bis 25 Euro

Foto: Jens-Ulrich Koch



15 April
Samstag

Hochschulball

Der jährliche Hochschulball der Hochschule für Musik und Theater lädt alle ein. Viele Ensembles der Hochschule, darunter das Hochschulballorchester, die BigBand und das Kaffeehausorchester Leipzig, begleiten den Abend musikalisch.

| Ort: Grassistr. 8, Großer Saal u.a. | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: frei

Konzert

Das Landesjugendorchester Sachsen und der Landesjugendchor Sachsen spielen unter Leitung von Ron-Dirk Entleutner. In dem Programm unter dem Titel „Seven Heavens“ erklingt unter anderem „Stars“ von Eriks Ešenvalds.

| Ort: Werk 2 | Zeit: Einlass 18:30, Beginn 19:30 Uhr | Eintritt: 13,20-17,60 Euro VVK, 14-18 Euro AK

16 April
Sonntag

Trödelmarkt

Auf dem Dark Markt könnt ihr Second- und Firsthand gotische Kleidung, Haushaltswaren, Bücher, Kunst, Schmuck und vieles mehr kaufen und eurer Gothic-Ader freien Lauf lassen.

| Ort: Werk 2, Halle D | Zeit: 13 bis 19 Uhr | Eintritt: frei

19 April
Mittwoch

Ausstellung

Vom 19. bis zum 23. April ist die Ausstellung „Queer Looks“ von mehreren nicht-binären Künstler*innen zu sehen. Sie wird am 19. April eröffnet. Thematisiert wird die Sichtbarkeit von queeren Personen in der Öffentlichkeit.

| Ort: Pöge Haus | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

20 April
Donnerstag

Festival

Beim 27. LeipJAZZig Festival vom 20. bis zum 23. April erwarten euch sieben Konzerte. Es spielen das LeipJAZZig-Orchester, Children Of The Night und das Ensemble Konzipierte Improvisation.

| Ort: verschieden | Zeit: ganztägig | Eintritt: Tagesticket 10 bis 20 Euro

22 April
Samstag

Workshop

In diesem zweiteiligen Workshop am Samstag und Sonntag geht es um Utopie und Praxis des antiautoritären Kommunismus. Eine Anmeldung bis zum 16. April ist erforderlich, die Plätze sind begrenzt.

| Ort: Pöge Haus | Zeit: 10 bis 18 Uhr | Eintritt: frei

Ausstellungseröffnung

In der Fotoausstellung „Icons“ wurden Personen mit dem Downsyndrom in der Rolle fotografiert, welche sie gerne hätten. Man sieht Superheld*innen, Ballerinas, Maler*innen und mehr. Sie zeigt den Wunsch, Teil einer Gesellschaft und Kultur zu sein.

| Ort: Halle 14 | Zeit: 16 Uhr | Eintritt: frei

25 April
Dienstag

Ausstellungseröffnung

Österreichische Literatur und Autor*innen werden in der Ausstellung „Jetzt & Alles“ vorgestellt. Sie wird feierlich eröffnet und es folgt ein Rundgang.

| Ort: DNB | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

27 April
Donnerstag

Lesung und Gespräch

Clemens J. Setz erzählt die Lebensgeschichte von Peter Bender, einem Schriftsteller, welcher die Hohlwelt-Theorie begründete und eine darauf basierende Religion gründete. Danach leben wir in einer Kugel, außerhalb der es nichts gibt.

| Ort: Lesesaal Geisteswissenschaften DNB | Zeit: 19:30 bis 21 Uhr | Eintritt: frei

Eingefärbte Termine sind kostenpflichtig.

ENTSPANN DICH!



www.tdjw.de

DER EINGEBILDETE KRAKE

Stück über den Horror des Wissens
von Wilke Weermann | Uraufführung [14 plus]
Ab 29. April 2023

TDJW THEATER DER JUNGEN WELT LEIPZIG

DANKESCHÖN!

Für die außerordentliche Unterstützung unseres Crowdfunding-Projekts möchten wir uns ganz besonders bedanken bei:

Carl Ziegner (Abonnent des „Smoothie“-Pakets)

Familie Meller (Abonnentin des „Smoothie“-Pakets)

IMPRESSUM

luhze
Leipzigs unabhängige Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Telefon: 01573 3178801
E-Mail: chefredaktion@luhze.de

Online: www.luhze.de
Twitter: @luhze_leipzig
Instagram: luhze_leipzig
Facebook: luhzeLeipzig

Auflage: 10.000 Stück

Druck: MZ Druckereigesellschaft mbH
Fiete-Schulze-Straße 3
06116 Halle (Saale)

Herausgeber: Luhze e.V.
vertreten durch die Vereinsvorsitzenden Luisse Mosig und Sophie Goldau
Geschäftsführerin: Julia Nebel

Anzeigen:
vakant
anzeigen@luhze.de
Preisliste 04/2019

Crowdfunding: Caroline Wieder (cw), Emma Wendland (ew)

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Magdalena Weingart (mw), Isabella Klose (ik), Sahara El Sheimy (ses) (stell.)

Resortleitung:
Hochschulpolitik: Greta Ridder (gr)
Perspektive: Daniel Emmerling (de)
Leipzig: Isabella Klose (ik)
Wissenschaft: Johannes Rachner (jr)
Klima: Annika Franz (af)
Rätsel: vakant
Thema: Hannes Ulrich (hu)
Kultur: Leen Neumann (ln)
Sport: Eric Binneböbel (eb)
Service: vakant
Kalender: Leo Stein (lst)
Foto: Johannes Rachner (jr)
Grafik: Sara Wolkers (sw)
Campuskultur: Antonia Bischoff (ab)
Interview: Sarah El Sheimy (ses)
Reportage: Magdalena Weingart (mw)
Film: Sara Wolkers (sw)
Sonntagskolumne: Alicia Opitz (ao)

Redaktion: Margarete Arendt (ma), Maximilian Bär (mb), Lene Göschel (lg), Eliah Groß (emg), Dennis Hänel (dh), Sophie Heinen (sh), Franz Hempel (fh), Emin Hohl (eh), Jonas Kilb (jki), Johanna Klima (jk), Julia Nebel (jn), Danièle Krämer (dk), Lisa-Naomi Meller (lnm), Elisabeth Neumann (en), Adefunmi Olanigan (ao), Jonas Pohler (jp), Michelle Schreiber (mis), Martin Schroeder (ms), Laura Schenk (ls), Natalie Stolle (nst)

Geschäftsbedingungen:
Alle Rechte und Irrtümer vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten.
Die Redaktion behält sich das Recht auf Ver-

öffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich (Ausnahme: Semesterferien) und ist kostenlos. Den Autor*innen ist es freigestellt, in ihren Texten mit dem Gendernsternen zu gendern. Bei Texten ohne Autor*innennennung wird ebenfalls mit dem Gendernsternen gegendert.

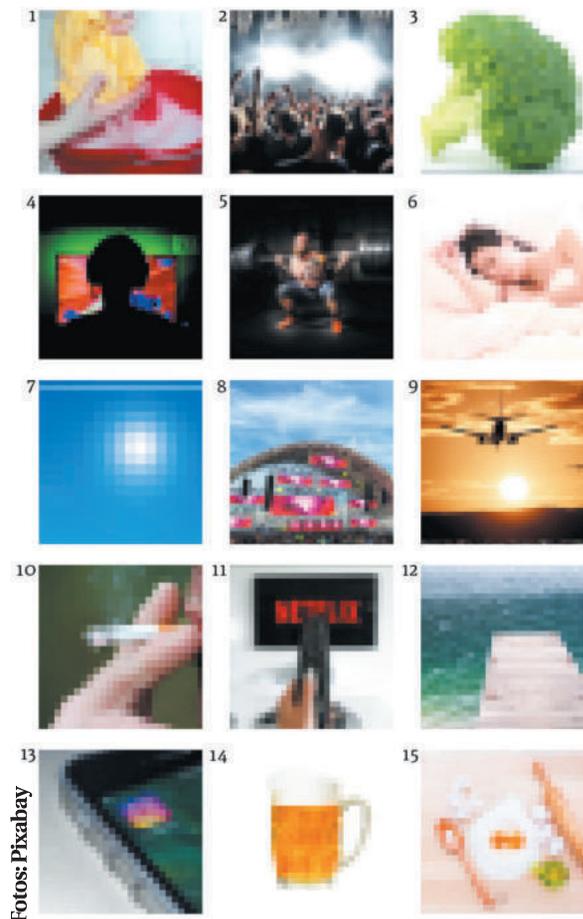
Nächste Ausgabe: 02. Mai 2023
Redaktionsschluss: 20. April 2023

Ich will ganz ehrlich mit mir sein

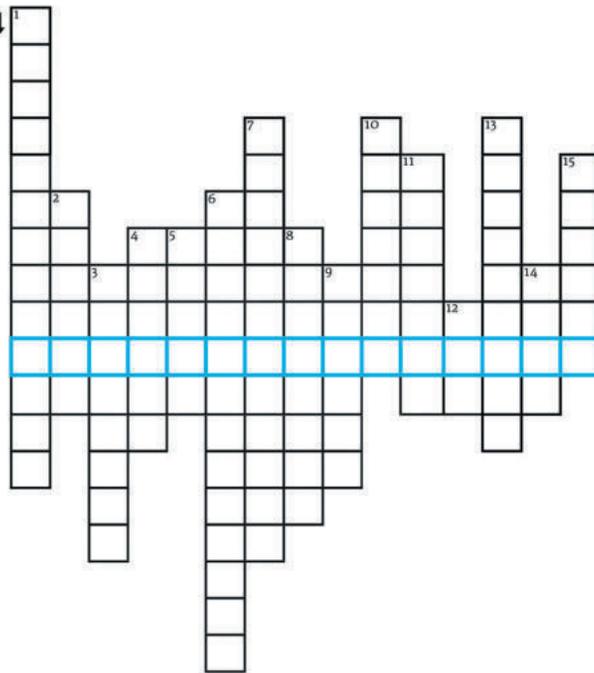
Worauf wir dieses Semester vielleicht lieber verzichten sollten

Das neue Semester beginnt und diesmal wollen wir ehrlich zu uns selbst sein. Wir schreiben wirklich alle Prüfungen und gehen auch in jede einzelne Vorlesung. Oder? Das Lösungswort verrät uns, wie es wahrscheinlich eher läuft. Die einzelnen Bilder sind dabei Dinge, die uns ab und an von der Uni ablenken. Dabei sind die Bilder etwas verpixelt geraten, aber war ja bei der letzten Präsentation auch nicht so schlimm.

Albert Lich



Alle Wörter sind vertikal geschrieben



WIR VERLOSEN:

3x1 Campingstuhl von Decathlon

Um zu gewinnen, schickt uns das Lösungswort bis zum 1. Mai 2023 an gewinnspiel@luhze.de.

Disclaimer: Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Gewinner*innen bestimmt ein Zufallsgenerator. Wir verwenden eure Daten nur fürs Gewinnspiel. Redaktions- und Vereinsmitglieder von luhze sind vom Gewinnspiel ausgeschlossen.



Kleinstanzeigen:

Suchen engagierten Anzeigenguru für unabhängige Hochschulzeitung. Interesse? Schreib an anzeigen@luhze.de

Nomo, wir vermissen dich!

Romantische Flüstereien in

Jurasprache:

Du bist mein \$ 1040 B&B <3

Glasgedichte #6: zurück auf das rote sofa unter dem dachflächenfenster auf das der regen prasselt in philosophisch-physikalische vaterdiskussionen um zwei uhr nachts zu klaviermusik und cornflakes und kinderfilmen auf opas altem projektor dorthin wo dein magen zu zittern aufhört und auf alten krümeln neue pläne wachsen

Hältst du mich für einen Lügner?

Das habe ich nicht gesagt!

Du hast es aber gedacht!

ERWECKE DEN INNEREN GREIF IN DIR!



Fotos: Pinterest

Hey Isabella!

Toller Haarschnitt!

Highlight des Tages!

Danke Mama

Die Lösung des Januar-Rätsels: SELBSTLEBE

Du hast Lust, unabhängigen Hochschuljournalismus mitzugestalten? Dann mach doch mit!

Komm' gerne einfach zu einer unserer Redaktions-sitzungen, die jeden Mittwoch um 19 Uhr in der Lessingstraße 7 (im 3. Stock der „Villa“) stattfinden, oder schreib uns eine E-Mail an: chefredaktion@luhze.de

Anzeige

WORK ~~ODER~~ LIFE?
FLEXIBEL ARBEITEN
BEI EDAG IN
ZWICKAU.



edag.com/karriere
julia.gronau@edag.com